1,30 DM / Band 39
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 10,-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Todesmoor



Das Todesmoor

John Sinclair Nr. 39

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 03.04.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Todesmoor

Kindesentführung auf Sri Lanka stop Dämonen am Werk stop

Suko und ich zögerten keine Minute, unsere Hilfe anzukündigen.

Ein hartes Ringen in der grünen Hölle von Sri Lanka erwartete uns. Aber wir hatten die feste Absicht, die Ausgeburten des Schattenreichs zu Fall zu bringen.

Wir kämpften uns durch zahlreiche Gefahren.

Wir mußten das Rätsel vom Todesmoor lösen.

Die Gestalt schob sich über den Rand des zweistöckigen Apartmenthauses. Ihre Bewegungen waren von einem saugend-schmatzenden Geräusch begleitet. Sie glitt vorsichtig tiefer. Langsam und leise – drohendes Unheil war unterwegs.

Am tintigen Nachthimmel leuchtete ein heller, gelber Mond. Das Wesen hielt einen Augenblick inne. Es hob den Kopf, und obwohl es die Figur eines Menschen hatte, hatte es kein Gesicht.

Behutsam kroch es weiter und zog eine silbrig glänzende Spur hinter sich her. Der Unheimliche war in ein hautenges, schwarzes Trikot gehüllt. Seine Muskeln spannten sich bei jeder Bewegung hart an.

Er schien die Schwerkraft aufheben zu können, denn er brauchte sich an der glatten Hausfassade kaum festzuhalten. Er klebte auf eine rätselhafte Weise an der Hausmauer.

Wie ein Magnet an einer Eisenwand.

Sein Ziel war ein schmales, halb offenstehendes Fenster. Die silbrig glitzernde Spur lief schnurgerade darauf zu. Abermals hielt die Erscheinung einen Augenblick inne.

Die ceylonesische Nacht war mild. Feuchte, schwere Luft wehte vom nahen Dschungel herüber, in dem hin und wieder ein Nachttier schrie.

Nun hatte die schwarze Gestalt das Fenster erreicht. Gleich einer Schlange kroch sie hinein. Sie schob sich über die glatte, weiße Fensterbank. Einen Augenblick später berührten ihre Füße den kühlen Fliesenboden.

Reglos wie eine unheimliche Statue stand das Wesen im Raum. Schnarchgeräusche drangen von nebenan durch die Tür. Rechts neben dem Fenster waren die schwachen Atemgeräusche eines Kindes zu vernehmen.

Die schattenhafte Person schlich auf den schlafenden Jungen zu. Zoll um Zoll kam sie ihm näher. Sie beugte sich über ihn.

Es war ein hübscher Junge. Schwarzes Haar, pausbäckig, mit dichten Augenbrauen, einer fein geformten Nase und einem zarten Grübchen am Kinn. Er hieß Abel und war erst zwei Jahre alt.

Bis zu dieser Nacht hatte er seinen Eltern niemals Kummer gemacht, doch das würde nun anders werden. Ganz anders.

Vorsichtig streckte der Eindringling die Arme nach dem Kind aus. Er spreizte die spinnendünnen Finger. Ein gespenstisches Zischen erfüllte mit einemmal den Raum, und über das schlafende Kind legte sich ein milchiger Schleier.

Der Junge zuckte zusammen. Er schreckte hoch, riß die Augen auf und wollte nach seiner Mutter rufen, doch der Schleier, der auch über seinem Gesicht lag, erstickte den Schrei.

Verzweifelt schlug das kleine Kind um sich. Bald sank es jedoch müde in die Kissen zurück, schloß die Augen wieder und schien friedlich weiterzuschlafen.

Aber der Schein trog.

Der Junge war von diesem Augenblick an der Gefangene eines schrecklichen Dämons, der sich für die Menschheit eine ganz besondere Teufelei ausgedacht hatte.

Das Wesen schob seine Hände unter den Körper des Kindes. Mit einem jähen Ruck holte der Kinderdieb den Jungen aus seinem Bett. Er preßte ihn mit beiden Armen an seinen Körper.

Das wirkte wie eine Geste, mit der der Unheimliche ausdrücken wollte, daß er sich von diesem Kind nie mehr trennen würde.

Armer, bedauernswerter Abel. Ein grauenvoller Weg war ihm nunmehr vorgezeichnet…

***

Klavierspiel drang durch die Nacht. Laut und aggressiv. So als wollte sich der Spieler irgend etwas von der Seele spielen.

Ich warf meinem chinesischen Partner einen kurzen Blick zu und läutete dann.

Wir waren erst an diesem Tag auf Sri Lanka, dem ehemaligen Ceylon angekommen, hatten in Colombo einen Wagen gemietet und uns anschließend hierher, nach Kandy, begeben. Kandy ist eine 75.000-Einwohner-Stadt und der von Touristen am meisten besuchte Ort der Insel. Er liegt inmitten einer waldreichen Hügellandschaft von seltener Schönheit und steht als Erholungsort und Sommerfrische in gutem Ruf.

Kandy wird oft als schönstgelegene Stadt der Welt bezeichnet.

Nun, wir waren hier – und es hätte Suko und mir bestimmt gut gefallen, wenn wir als Touristen hierher gekommen wären.

Das war jedoch nicht der Fall.

Der Grund, weshalb wir die weite Reise nach Ceylon angetreten hatten, war folgender: Innerhalb eines Monats waren vier Kleinkinder auf mysteriöse Weise verschwunden.

Es machte sich sehr schnell der Verdacht breit, daß schwarzmagische Kräfte dafür verantwortlich wären, und so entschlossen sich die ceylonesischen Behörden zu einem außergewöhnlichen Schritt.

Ihnen war bekannt, daß Scotland Yard eine Abteilung aufgebaut hatte, die sich ausschließlich mit Fällen befaßte, die ins Übersinnliche hineinspielten. Ceylon bat England um Hilfe.

Superintendent Powell, mein Chef, bat mich in sein Büro und erklärte mir den Sachverhalt. Ich fragte unverzüglich: »Wann soll ich fliegen, Sir?«

»Gestern«, antwortete Powell trocken. »Wenn ich dazu als Privatmann noch eine Bitte äußern dürfte…«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Treten Sie die Reise nicht allein an. Nehmen Sie Ihren Freund Suko

mit. Man kann nicht wissen, was in Kandy auf Sie zukommt.«

Ich hatte nicht die Absicht gehabt, Suko, dieses Kraftbündel, zu Hause zu lassen. Der Chinese war ein schwerer Brocken mit fürchterlichen Karatefäusten, mit denen er sich und mich schon aus manchen brenzligen Situationen herausgehauen hatte.

Der Chinese mit dem breiten Pfannkuchengeicht und dem schütteren, in der Mitte gescheitelten schwarzen Haar besaß sehr viel Mut. Er war eine Hilfe für mich, auf die ich nur ungern verzichtete.

Wir flogen also nach Ceylon.

Während wir noch unterwegs waren, eilte uns ein Telex voraus, das uns alle bürokratischen Hindernisse aus dem Weg räumte.

Wir arbeiteten nicht zum erstenmal auf internationaler Ebene, aber es war noch nie so hochoffiziell geschehen wie diesmal. Bei unserer Ankunft in Colombo wurden wir von zwei ernsten Herren abgeholt.

Im Büro der Flughafenpolizei kam es sodann zu einem kurzen, fruchtbaren Gespräch, in dem ich den Leuten darlegte, wie ich vorzugehen gewohnt war und was ich in diesem konkreten Fall als erstes zu tun gedachte.

Suko und ich wurden daraufhin mit einem Sesam-öffne-dich-Ausweis ausgestattet. Ein Formblatt, das uns jegliche Unterstützung von behördlicher Seite zusicherte, gaben sie uns noch zu dem Ausweis.

Wir hatten dieselben Rechte wie ceylonesische Polizeibeamte. In mancher Hinsicht durften wir uns sogar mehr als diese erlauben, ohne daß wir Ärger zu befürchten hatten.

Ein gutes Gefühl, das einem den Rücken stärkt.

Suko wies auf den Klingelknopf. In dem Haus, vor dessen Eingangstür wir standen, wurde immer noch auf dem Klavier herumgehämmert. Mein erstes Klingeln war in einem zornigen Crescendo untergegangen.

»Versuch's noch mal, John«, sagte der Chinese.

Ich läutete abermals.

Die Tür wurde eine halbe Minute später geöffnet. Ein knurrendes BaßTremolo brauste uns ins Gesicht.

Wir befanden uns in jenem Teil von Kandy, in dem vorwiegend Europäer wohnten.

Vor uns stand eine zarte Frau mit heller Haut. Sie trug ein cremefarbenes Seidenkleid, das weich über ihre weiblichen Formen fiel. Ihr helles Haar war kurz geschnitten. Der Pony endete in der Mitte ihrer Stirn, auf der wir Sorgenfalten entdeckten.

Ich zückte meinen Sonderausweis. »Sind Sie Mrs. Glynn Tarkowskij?« erkundigte ich mich.

Die Frau nickte.

»Ich bin John Sinclair. Oberinspektor von Scotland Yard. Die hiesigen Behörden haben mich um Hilfe gebeten. Das ist mein Partner Suko.«

Glynn Tarkowskij griff nach meinem Ausweis. Sie war mißtrauisch. Ich fand das ganz in Ordnung. Sagen kann man viel. Ob es aber auch der Wahrheit entspricht, davon sollte man sich lieber gründlich überzeugen.

»Darf ich mal?« fragte die Frau.

»Natürlich«, sagte ich und überließ ihr den Ausweis.

Als sie ihn mir wieder zurückgab, fragte Suko: »Möchten Sie, daß auch ich mich…«

»Nicht nötig, Mr. Suko«, fiel Glynn Tarkowskij meinem Freund ins Wort. »Bitte treten Sie ein.« Die Frau gab die Tür frei. Wir betraten eine kalt wirkende Marmorhalle. Das Klavierspiel wurde zu einem wilden Angriff auf unser Trommelfell.

Wir befanden uns im Haus des berühmten russischen Komponisten Juri Tarkowskij. Er hatte zehn Jahre lang in Moskau gearbeitet, war vom herrschenden Regime eines Tages wegen konterrevolutionärer Ideen angeprangert und auf die schwarze Liste gesetzt worden, womit sein Leidensweg begonnen hatte.

Als man ihn in eine Irrenanstalt einweisen wollte, gelang ihm eine abenteuerliche Flucht in den Westen. Er bat in Amerika um politisches Asyl. Es wurde ihm gewährt.

Diplomatische Aktivitäten folgten. Moskau verlangte die Auslieferung Juris. Juri Tarkowskij dachte jedoch nicht mehr daran, in seine Heimat zurückzukehren.

Fünf Jahre kämpfte er um seine persönliche Freiheit. Er bekam sie schließlich auf Ceylon, ließ sich in Kandy nieder und heiratete eine junge Britin. Sie bekam ein Kind.

Ein Junge namens George – der nun seit einer Woche spurlos verschwunden war…

Glynn Tarkowskij hob mit einem entschuldigenden Lächeln die Schultern. Es war wegen des lauten Klavierspiels. »Das ist mein Mann. Er versucht den Schmerz im Spiel zu vergessen. Er hat an unserem Jungen genauso gehangen wie ich. Er ist Künstler und schrecklich sensibel, deshalb kommt er darüber noch schwerer hinweg als ich…«

Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Es war kurz nach zehn.

»Ich muß mich für unseren späten Besuch entschuldigen, Mrs. Tarkowskij. Wenn wir ungelegen kommen, dann sehen wir morgen früh noch mal vorbei…«

Die Frau schüttelte heftig den Kopf. »Es ist nicht zu spät, Mr. Sinclair. Es geht immerhin um unseren Sohn. Seit George verschwunden ist, können mein Mann und ich ohnedies kaum noch schlafen.«

Glynn Tarkowskij bat uns, einen Augenblick zu warten.

Sie begab sich in das Arbeitszimmer ihres Mannes, in dem ein großer weißer Steinway-Flügel stand.

Ich habe zwar selbst keine Kinder, aber ich konnte diesen Eheleuten

dennoch nachfühlen, wie ihnen zumute war. Ich dachte an meine Freunde Sheila und Bill Conolly, deren strammer Knabe, den sie mir zu Ehren John getauft hatten, so blühend heranwuchs. Und mich schauderte bei dem Gedanken, daß sich eines Tages ein Dämon an ihm vergreifen könnte, um mir eins auszuwischen – denn ich war diesem Jungen zugetan, als wäre er mein eigener Sohn.

Vierfache Kindesentführung.

Wer steckte dahinter? Warum wurden diese Kinder von ihren Eltern fortgeholt?

Viermal hatte die schwarzmagische Macht zugeschlagen. Jedesmal war ein Junge gekidnappt worden. Jedesmal war es das Kind weißer Eltern gewesen, das hatte man uns auf dem Flughafen berichtet.

Wir kannten die Namen der unglücklichen Eltern: Glynn und Juri Tarkowskij. Vor ihnen hatte es schon drei andere Ehepaare getroffen. Sie wollten wir morgen und in den folgenden Tagen aufsuchen.

Das Klavierspiel brach jäh ab.

Die letzten Akkorde verhallten. Stille folgte. Sie war Balsam für unsere Ohren.

Wir vernahmen Schritte, und dann erschien der Russe. Er war mittelgroß, hatte slawische Züge, buschige Brauen und melancholische Augen. Seine Finger waren geschmeidig und feinnervig. Ich kannte einige seiner Kompositionen. Sie waren um die Welt gegangen und berührten die Seele des Zuhörers.

Glynn Tarkowskij kam nach ihrem Mann aus dessen Arbeitszimmer.

Der Russe reichte uns die Hand. Er bat uns, mit ihm in den Livingroom zu gehen. Glynn hielt sich fortan im Hintergrund.

Wir betraten einen teuer eingerichteten Raum. Auf einem Marmortisch stand ein großer Samowar. Auf einer handgeschnitzten Anrichte standen silberne Bilderrahmen, in denen sich Fotos von George Tarkowskij befanden.

Der Russe warf einen wehmütigen Blick auf die Aufnahmen. Er seufzte schwer und setzte sich. Glynn brachte uns Whisky. Juri Tarkowskij leerte sein Glas auf einen Zug. Das trug ihm von seiner Frau einen vorwurfsvollen Blick ein.

»Wenn es abend wird, möchte ich mich immer betrinken«, sagte der Russe schleppend. »Am Tage werde ich damit noch halbwegs fertig. Aber wenn die Dunkelheit einsetzt, quält es mich so sehr… Manchmal hilft nicht einmal das Klavierspiel – so wie heute. Glynn, gib mir noch etwas zu trinken.«

»Juri, du solltest nicht so viel…«

»Bitte!« sagte der Russe mit Nachdruck. Seine Aussprache war ohnedies hart, aber wenn er etwas forderte, wurde seine Rede zu einem aggressiven Grollen.

Wortlos goß ihm Glynn noch einmal ein. Diesmal leerte er sein Glas

nur zur Hälfte. Wohl aus Rücksicht auf seine Frau.

Er schüttelte den Kopf und meinte: »Eine Woche ist es nun schon her. Eine ganze Woche.«

»Ist seither niemand mit Ihnen in Verbindung getreten?« erkundigte sich Suko.

»Nein, niemand.«

»Sie haben von Ihrem Sohn kein Lebenszeichen mehr erhalten?«

»Leider nein.«

»Was nehmen Sie an, Mr. Tarkowskij?« fragte Suko.

Der Russe hob ächzend die Schultern. »Ich weiß es nicht, weiß es wirklich nicht. Vier Kinder sind im letzen Monat spurlos verschwunden. Bis zum heutigen Tag sind sie nicht wieder aufgetaucht. Niemand rief die Eltern an. Keiner wollte für die Kleinen Lösegeld haben. Ich vermute, daß man unseren Sohn mit der Absicht geraubt hat, uns zu erpressen. Da scheint jemand an kleinen Kindern interessiert zu sein, die er behalten möchte. Er beabsichtigt nicht, sie jemals wieder herzugeben.«

Glynn Tarkowskij schluchzte auf.

Ihr Mann blickte zu ihr hin und sagte: »Entschuldige, Glynn.« Er wandte sich an mich: »Ich habe meine Gedanken noch nie so klar in Glynns Gegenwart formuliert…« Er schwieg einen Moment. »Alles Jungen«, sagte er dann. »Und alle sind etwa zwei Jahre alt. Glauben Sie, daß Sie uns George zurückbringen können, Mr. Sinclair?«

»Wir werden nichts unversucht lassen«, erwiderte ich. »Ein bindendes Versprechen kann ich Ihnen natürlich nicht geben.«

»Das ist mir klar.« Der Russe leerte die zweite Whiskyhälfte in seine Kehle. »George wird an einem Ort, den ich nicht kenne, festgehalten!« behauptete er plötzlich.

Ich horchte auf. »Woher wissen Sie das?«

»Ich weiß es nicht. Ich fühle es. George lebt noch. Er ist nicht tot. Ich bilde mir ein, daß ich es spüren würde, wenn mein Junge nicht mehr leben würde. Glauben Sie mir das?«

»Nun, Sie sind ein äußerst sensibler Mensch. Es könnte sein, daß Sie Impulse wahrnehmen, die wir nicht zu empfangen imstande sind«, erwiderte ich.

Der Komponist senkte den Blick. »Es geht George nicht gut, das fühle ich, und darunter leide ich.«

»Würden Sie uns bitte erklären, was sich in jener Nacht zugetragen hat, Mr. Tarkowskij?«

Der Russe nickte langsam. »Ich kam am frühen Nachmittag von einer kleinen Konzerttournee zurück, hatte Auftritte in Jaffna, Galle, Trincomalee und Colombo hinter mir, und wie stets, wenn ich von einer Reise zurückkomme, brachte ich George eine Kleinigkeit mit. Diesmal war es eine hölzerne Eisenbahn mit Bahnhof, Bergen, Tieren

und Fahrgästen. Wir spielten ziemlich lange damit. George war so glücklich, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Seine Augen strahlten. Er umarmte und küßte mich dauernd. Wir hatten sehr viel Spaß miteinander, und er wollte nicht zu Bett gehen. Ich blieb – als es dunkel geworden war – noch eine ganze Weile in seinem Schlafzimmer. Er war lange schon eingeschlafen, aber ich saß immer noch neben seinem Bett und betrachtete ihn liebevoll. Ich konnte mich an dem Jungen einfach nicht satt sehen. Heute kommt es mir so vor, als hätte ich vor einer Woche unbewußt von ihm Abschied genommen. Gegen einundzwanzig Uhr saß ich hier mit meiner Frau zusammen. Irgend etwas beunruhigte mich, und ich bat unseren Butler, nach dem Kind zu sehen. Der Mann ging nach oben. Plötzlich erschreckte uns sein gellender Schrei. Wir hasteten hinauf. George war nicht mehr da. Sein Bett war leer. Unser Butler lag auf dem Boden. Ich entdeckte auf der Fensterbank eine silbrig glänzende Spur, deren Herkunft ich mir nicht erklären konnte. Unser Butler hatte etwas von diesem schillernden Zeug an seinen Fingern. Ich vermutete, daß ihn der Kontakt damit niedergeworfen hatte, und ich hatte nicht den Mut, die glitzernde Spur zu berühren. Glynn verständigte sofort die Polizei. Man startete unverzüglich eine großangelegte Suchaktion, doch sie verlief ergebnislos. Weder George, noch der Entführer konnten entdeckt werden.«

»Was sagte die Polizei zu jener silbrigen Spur?« wollte Suko wissen.

Der Russe zuckte mit den Schultern. »Als die Polizei hier eintraf, existierte die Spur nicht mehr. Sie hatte sich in nichts aufgelöst.«

»Und Ihr Butler? Was ist aus dem geworden?« erkundigte ich mich.

»Der liegt seither im Krankenhaus. Er ist nicht ansprechbar, starrt immerzu zur Decke, vegetiert nur noch dahin. Die Ärzte haben wenig Hoffnung, ihn heilen zu können.«

Ich griff nach meinem Glas. »Nun, vielleicht kann ich etwas für den Mann tun.«

»Sie?« fragte der Russe verwundert.

»Die Heilung des Butlers liegt nicht im medizinischen Bereich, Mr. Tarkowskij«, gab ich zu bedenken.

»Glauben Sie, daß der Butler uns Aufschluß über den Verbleib unseres Sohnes geben kann?« fragte Glynn Tarkowskij zaghaft.

Sie klammerte sich an diesen kleinen Lichtblick, und ich wollte ihr die Hoffnung nicht sofort wieder nehmen, deshalb sagte ich: »Ausgeschlossen wäre das nicht, Mrs. Tarkowskij.«

Ihre Augen leuchteten, und ich hoffte, sie nicht enttäuschen zu müssen, wenn ich versuchte, den Mächten der Finsternis den Geist des Butlers zu entreißen…

***

Brenda Merchant schlug im Schlaf nervös um sich. Plötzlich war sie hellwach. Sie setzte sich ruckartig auf und starrte in die Dunkelheit. Reymond, ihr Mann, schnarchte neben ihr.

Er hatte den Mund halb offen, lag auf dem Rücken und stieß in regelmäßigen Abständen diese langen, rasselnden Geräusche aus.

Doch nicht davon war Brenda Merchant wach geworden. An diese Geräusche war sie seit Jahren gewöhnt. Sie vermochten sie nicht zu wecken. Die junge Frau hatte etwas anderes gehört.

Nebenan!

Ein leises Zischen!

Aus Abels Zimmer!

Brenda krampfte es unwillkürlich das Herz zusammen. Ein heftiger Schmerz durchraste ihre Brust. Abel! schrie es in ihr. Vier kleine Kinder waren im vergangenen Monat spurlos verschwunden. Vier Jungen. Alle in Abels Alter. Das letzte Kind, das geraubt worden war, war George Tarkowskij gewesen.

Das Ehepaar Merchant war mit dem Ehepaar Tarkowskij eng befreundet.

Georges Verschwinden hatte deshalb Brenda mit der Härte eines Keulenschlages getroffen, und seit dieser Nacht bangte sie um Abel.

Sie fragte sich hundertmal am Tag, was sie tun würde, wenn auch ihr Sohn geraubt werden würde, und sie gab sich immer wieder dieselbe Antwort darauf: Ich würde darüber den Verstand verlieren!

Brenda hing mit jeder Faser ihres Körpers an dem Jungen. Mehr als jede andere Mutter.

Das war nicht verwunderlich, wenn man wußte, was Brenda bei der Geburt mitgemacht hatte.

Zunächst hatte sie geglaubt, kein Baby bekommen zu können. Zahlreiche Untersuchungen hatten jedoch ergeben, daß sowohl Brenda als auch Reymond vollkommen gesund waren.

Und dann war sie zum erstenmal schwanger geworden. Reymond und Brenda hatten sich wahnsinnig darüber gefreut, aber schon nach zwei Monaten hatte die junge Frau das Kind verloren.

Nach einer weiteren Fehlgeburt legte sich Brenda bei ihrer dritten Schwangerschaft ins Sanatorium, und als Abel zur Welt kam, war nicht sicher, ob sie es überleben würde.

Sie hatte es überlebt. Seither waren Brenda und Reymond Merchant die glücklichsten Eltern.

Ein erster Schatten tauchte für sie am Horizont auf, als George Tarkowskij geraubt wurde.

Und nun hatte es nebenan dieses seltsame zischende Geräusch gegeben. Brenda Merchant hatte das Gefühl, ihr Herz würde hoch oben im Hals schlagen. Kleine Schweißtröpfchen bildeten sich auf ihrer Stirn.

Sie lauschte angespannt in die Dunkelheit hinein. Mit geweiteten Augen starrte sie zur Verbindungstür, die von ihrem Schlafzimmer ins Kinderzimmer führte.

Irgend etwas stimmte nebenan nicht.

Irgend etwas war bei Abel nicht in Ordnung!

Die junge Mutter war wie gelähmt. Sie wollte die Decke zurückschlagen und aus dem Bett springen, doch sie hockte bloß da und tat nichts. Nichts! Als sie sich dessen bewußt wurde, wandte sie sich ihrem schnarchenden Mann zu. Sie griff mit beiden Händen ungestüm nach seinen breiten Schultern und schüttelte ihn.

»Reymond!« stieß sie aufgeregt hervor. »Reymond!«

Ihr Mann knurrte unwillig. Er schmatzte und wollte sich auf die Seite drehen. Es kam ab und zu vor, daß er zu laut schnarchte. Dann schüttelte ihn Brenda, er drehte sich um und schlief weiter, ohne zu schnarchen.

»Reymond, um Himmels willen, wach auf!« flüsterte Brenda bestürzt.

Daraufhin schreckte ihr Mann benommen hoch. »Was ist? Was hast du denn?«

Seine Hand tastete nach dem Schalter der Nachttischlampe.

»Nein«, sagte Brenda hastig. »Kein Licht!«

»Was ist denn los?«

»Jemand… jemand ist bei Abel, Reymond! Ich bitte dich, sieh nach dem Jungen! Ich habe große Angst um ihn!«

Reymond Merchant war schlagartig hellwach. Wenn es um das Wohl seines Jungen ging, gab es nichts, was er nicht getan hätte. Blitzschnell sprang er aus dem Bett.

Jetzt erst wagte auch Brenda aufzustehen. Ihr Mann lief auf die Verbindungstür zu. Er riß sie ungestüm auf. Sein Gesicht war hart, wie aus Granit gemeißelt sah es aus.

Er hatte die Kiefer fest aufeinandergepreßt und die Fäuste zum Schlag erhoben. Eine eigenartige Kälte erfüllte den Raum. Reymond Merchant fröstelte. Mit wenigen Schritten war er beim Bett seines Sohnes.

Es war leer!

Merchants Kehle wurde von einer unsichtbaren Faust zugeschnürt. Er stieß einen entsetzten Schrei aus.

Brenda erschien in der Tür. »O Gott, nein! Nein! Neiiin!« kreischte sie. Sie schüttelte fassungslos den Kopf. Sie wollte nicht akzeptieren, daß nun auch ihr Sohn geraubt worden war.

Reymond Merchant warf sich herum. Er rannte zum Fenster. Auf der Fensterbank klebte etwas silbrig Glänzendes.

Merchant hatte gehört, was dem Butler der Tarkowskijs passiert war, als er mit dieser Dämonenspur in Berührung kam, doch in seiner Panik dachte der Mann nicht an die drohende Gefahr.

Er stützte sich, als er aus dem Fenster blicken wollte, mit beiden Händen auf dieses glänzende Etwas. Im selben Augenblick peitschte ein elektrischer Schlag durch seinen Körper.

Er stieß einen grellen Schrei aus. Ein heftiges Zucken durchlief ihn. Er schraubte sich herum und starrte seine Frau mit schockgeweiteten Augen an. Sie sah das Glitzern an seinen Händen, die er ihr entgegenhielt und fuhr sich an die bebenden Lippen.

Reymond Merchant machte zwei unsichere Schritte. Sein Mund war wie zu einem stummen, anklagenden Schrei geöffnet. Kein Laut entrang sich mehr seiner Kehle. Er verdrehte nach dem zweiten Schritt die Augen und fiel wie ein Holzklotz um.

Dieser zweite Schock raubte der jungen Mutter beinahe den Verstand.

Sie wirbelte herum, hetzte aus dem Apartment, stürzte sich – im dünnen, fast durchsichtigen Nachthemd – die Treppe hinunter und stürmte aus dem Haus, das zur Zeit nur von ihr, ihrem Mann und Abel bewohnt wurde.

Über den kurzgeschorenen englischen Rasen lief eine Gestalt. Ganz in Schwarz. Geschmeidig wie ein Panther. Unglaublich schnell. Und im Arm hielt der Bote aus dem Schattenreich… Abel!

***

Brenda Merchant hatte das Gefühl, ihr Herz würde in der Mitte auseinandergerissen. Sie rannte los. Es war ihr gleichgültig, daß sie fast nackt war. Wer kann in einer solchen Situation an sich selbst denken?

Mit nackten Füßen jagte sie über den kühlen Rasen.

Ihr schleierhaftes Nachthemd umwehte ihre gertenschlanke Figur. Sie wirkte irgendwie gespensterhaft, wie sie so über die Wiese hastete. Ihre Füße schienen kaum den Boden zu berühren.

Ihre Lungen brannten wie Feuer.

Sie schwitzte.

Tränen quollen aus ihren Augen. Sie war furchtbar verzweifelt. Dort lief der Kindesräuber mit ihrem Sohn. Im Haus lag Reymond – wie tot. Konnte das Schicksal härter zuschlagen? War das überhaupt noch möglich?

»Halt!« kreischte die junge Frau. »Stehenbleiben! Bleiben Sie stehen, Sie gottverfluchter Verbrecher!«

Der Kinderdieb scherte sich nicht um die Mutter des Jungen.

Er hastete mit federnden Sätzen weiter, auf den Urwald zu. Bald hatte er die ersten Büsche erreicht. Die Blätterwand tat sich kurz auf, nahm ihn auf, verschlang ihn förmlich.

Er war nicht mehr zu sehen.

Aber Brenda konnte ihn hören. Sie lief, so schnell sie konnte. »Ich

will meinen Jungen wiederhaben!« schrie sie.

Mit aller Kraft, die ihr zur Verfügung stand, warf sie sich in die Buschwand. Dornen stachen in ihr Nachthemd und zerfetzten es. Zweige geißelten ihr Gesicht. Brenda riß sich blutende Schrammen, doch sie spürte es nicht, denn der Schmerz, der in ihrer Brust tobte, war wesentlich schlimmer.

»Geben Sie mir meinen Jungen zurück!« keuchte die Frau.

Sie sah den Räuber durch die Dunkelheit rennen.

»Bitte!« flehte Brenda. »Nehmen Sie mir nicht das Liebste, was ich habe!«

Der Unheimliche jagte immer tiefer in den Dschungel hinein. Brenda dachte nicht daran, aufzugeben. Sie war entschlossen, dem Kerl bis ans Ende der Welt zu folgen.

Sie wollte mit Klauen und Zähnen um ihren Jungen kämpfen. Sie hatte keine Angst mehr vor diesem Wesen. Was dieser schwarze Teufel ihr auch immer antun würde, es war ihr egal – wenn sie nur Abel retten konnte.

Der Kinderdieb blieb unvermittelt stehen.

Eine flirrende Aura umgab ihn auf einmal. Er wandte sich um. Brenda konnte kein Gesicht sehen, deshalb heftete sie ihre Augen auf ihren Jungen, den der Kerl nach wie vor fest an seinen Leib preßte.

»Geben Sie ihn mir wieder!« keuchte Brenda. »Sie können mich dafür haben! Ich bin bereit, für meinen Jungen jedes Opfer zu bringen! Jedes!«

Der schwarze Dämon sagte kein Wort.

Brenda näherte sich ihm mit ausgestreckten Armen. Sie bettelte mit den Augen um ihr Kind.

Als sie den Abgesandten des Bösen fast erreicht hatte, prallte ein teuflisches Gelächter gegen sie.

Im selben Moment begann die Luft zu flimmern, und der Mann löste sich mitsamt dem Kind in Nichts auf.

»Nein!« kreischte die junge Frau vor Entsetzen. Sie weinte haltlos und sank auf die Knie. »Warum Abel? Warum mußte es ausgerechnet er sein?«

Niemand antwortete der jungen Mutter auf diese anklagende Frage.

***

»Sollte sich irgend etwas ereignen, was für die Lösung des Falles wichtig sein könnte, rufen Sie uns bitte unverzüglich an, Mr. Tarkowskij«, sagte ich.

»Natürlich, Mr. Sinclair«, erwiderte der Komponist.

»Wir wohnen im Castle Hill. Gregory's Road.«

»Ich kenne das Hotel.«

»Entschuldigen Sie nochmals, daß wir Sie so spät noch gestört

haben«, sagte ich und erhob mich.
»Ich bitte Sie, Sie stören überhaupt nicht«, versicherte mir der Russe.
Auch Suko erhob sich. Wir reichten Glynn Tarkowskij die Hand. Juri Tarkowskij begleitete uns noch nach draußen. Als wir aus dem Haus traten, schlug drinnen das Telefon an.
Der Russe ging mit uns zu unserem rehbraunen Leih-Cadillac.
Ich schloß den Wagenschlag auf. Juri Tarkowskij legte seine Hand auf meinen Arm. Ich wandte mich um. Er blickte mir fest in die Augen. »Sie sind ein guter Mensch, Mr. Sinclair. Das fühle ich. Ein guter, aufrichtiger Mann. Darf ich Sie bitten, ehrlich zu sein?«
»Selbstverständlich.«
»Ich möchte von Ihnen eine Antwort ohne Ausflüchte.«
»Fragen Sie«, sagte ich nickend.
»Welche Chance haben meine Frau und ich, George wiederzusehen?«
»Mr. Tarkowskij, Sie haben mich gebeten, Ihnen ohne Ausflüchte zu antworten, und ich will das auch gern tun. Aber Ihre Frage ist leider noch verfrüht. Sehen Sie, Mr. Suko und ich sind erst seit wenigen Stunden in diesem Land. Wir sind gerade dabei, uns ein Bild von diesem rätselhaften Fall zu machen. Ich schlage vor, Sie lassen uns ein paar Tage Zeit und stellen uns die Frage dann noch einmal. In der Zwischenzeit werden mein Partner und ich wahrscheinlich so viel in Erfahrung gebracht haben, daß ich Ihnen auf Ihre Frage wenigstens eine halbwegs erschöpfende Antwort geben kann.«
Der Russe ließ mit trauriger Miene meinen Arm los.
»Lassen Sie den Kopf nicht hängen!« redete ich ihm zu. »Sie selbst sind davon überzeugt, daß Ihr Sohn, noch am Leben ist. Sie müssen jetzt nur fest genug daran glauben, daß alles wieder gut wird.«
»Das hoffe ich«, sagte der Komponist leise. »Das wünsche ich mir von ganzem Herzen, Mr. Sinclair.«
»Wir hören wieder voneinander«, sagte ich und wollte mich in den Cadillac setzen.
In diesem Augenblick erschien Glynn Tarkowskij in der Haustür. Die Art, wie sie ging, gefiel mir nicht. Sie schwankte. Das beunruhigte mich. Ich lief um den Wagen herum.
Auch Juri Tarkowskij hatte bemerkt, daß mit seiner Frau irgend etwas nicht stimmte. Er war schneller bei ihr. Er griff nach ihr und stützte sie. Sie war bleich im Gesicht.
»Glynn! Liebes! Was ist mit dir?« fragte der Komponist erschrocken.
Die junge Frau sah mich mit unruhigem Blick an. Ihre Augen streiften Suko und hefteten sich gleich darauf auf Juri.
»Da… da war eben ein Anruf«, sagte sie leise. Jedes Wort, das sie sprach, schien ihr große Mühe zu machen.
Wir alle hatten das Läuten gehört.
»Wer war es?« fragte Juri Tarkowskij mit belegter Stimme. »Glynn!

Du mußt es uns sagen! Wer hat angerufen?«
»Brenda«, kam es krächzend über Glynns Lippen.
»Brenda Merchant…«
Der Russe riß erschrocken die Augen auf. Er ahnte, welchen Inhalt der Anruf gehabt hatte. »Ist etwas… Ist etwas mit ihrem Jungen?«
Glynn nickte langsam. Sie war wie in Trance. Ihr fiel zu dieser Katastrophe wieder der eigene Schmerz ein.
»Wurde Abel geraubt?« fragte Juri Tarkowskij heiser.
»Ja. Und Reymond liegt wie tot im Kinderzimmer«, ergänzte Glynn die Hiobsbotschaft, die uns alle verdammt unter die Haut ging.

***

Ich bat den Russen um die Adresse der Merchants. Er gab sie mir, beschrieb mir den Weg dorthin, winkte dann aber ab und sagte entschieden: »Ich komme mit Ihnen!«
Glynn zuckte erschrocken zusammen. »Juri…!«
»Glynn, Brenda braucht jetzt Hilfe!« sagte der Russe eindringlich.
»Und was soll ich tun, während du weg bist? Juri, ich habe Angst. Du darfst mich nicht allein lassen. Das würden meine angegriffenen Nerven nicht aushalten.«
»Sie können getrost hierbleiben, Mr. Tarkowskij«, sagte ich. »Mr. Suko und ich werden uns um Brenda Merchant und ihren Mann kümmern.«
»Wenn Sie dennoch Hilfe benötigen sollten, lassen Sie es mich wissen, Mr. Sinclair.«
»Das mache ich«, versprach ich und eilte mit meinem chinesischen Freund zum Leih-Caddy zurück.
Wir fuhren eine Meile am Mahaweli Ganga entlang. Kandy wird von diesem Fluß auf drei Seiten begrenzt.
Zehn Minuten später tauchte vor uns das zweistöckige Apartmenthaus auf, in dem die Merchants wohnten.
Suko und ich liefen die Treppe hoch. Die Wohnungstür stand offen. Wir hörten eine Frau weinen. Brenda Merchant. Sie kauerte – in einen weißen Schlafrock gehüllt – im Kinderzimmer neben ihrem leblos daliegenden Mann.
Als ich ihr sanft meine Hand auf die zuckende Schulter legte, riß sie den Kopf hoch. Sie starrte mich mit schockgeweiteten Augen an und fing wie am Spieß zu schreien an.
Sie sprang auf. Sie schlug um sich.
Sie wich vor mir in panischer Angst zurück, bis sie mit dem Rücken gegen die Wand stieß. »Nein!« schrie sie verstört. »Nein! Gehen Sie! Lassen Sie mich!«
»Sie brauchen vor uns keine Angst zu haben, Mrs. Merchant«, sagte ich beruhigend. »Wir sind hier, um Ihnen zu helfen. Mein Name ist

John Sinclair. Das ist Mr. Suko. Wir waren bei Glynn und Juri Tarkowskij, als Sie dort anriefen. Wenn Sie uns nicht glauben, können Sie gern bei Ihren Freunden rückfragen.«

Die Frau beruhigte sich.

Sie blieb aber steif an der Wand lehnen, löste sich nicht mehr von ihr. Ich versuchte ihr klarzumachen, daß wir mit der hiesigen Polizei zusammenarbeiten und die rätselhaften Kindesentführungen aufklären wollten.

Suko kniete neben Reymond Merchant nieder und untersuchte ihn kurz.

»Was… was ist mit ihm?« fragte Brenda Merchant krächzend.

»Ich hab' mal einen Mann gesehen, der von einer blanken Stromleitung einen Schlag bekam. Der befand sich in einem ähnlichen Zustand wie Ihr Mann, Mrs. Merchant«, antwortete Suko.

»Wie ist es dazu gekommen?« fragte ich die Frau.

»Wird er… wird er am Leben bleiben?« fragte Brenda Merchant meinen chinesischen Freund, ohne auf meine Frage einzugehen.

Suko tat so überzeugt wie möglich, um der Frau zu helfen. »Er wird wieder, Mrs. Merchant. Machen Sie sich um Ihren Mann keine Sorgen.«

»Was hat ihn umgehauen?« wollte ich wissen.

»Er… er lief zum Fenster«, erinnerte sich die Frau.

»Die Dämonenspur!« sagte Suko und schnellte hoch. Er eilte zum Fenster. »Da ist sie. Aber sie verblaßt bereits langsam.«

»Nicht berühren!« rief ich. »Hab' ich Puderzucker im Schädel?« protestierte mein Partner.

»Komm, Suko. Faß mit an. Wir bringen Reymond Merchant nach nebenan.«

Der Chinese packte zu. Wir trugen den Ohnmächtigen ins Schlafzimmer und baten die Frau, bei ihm zu bleiben.

»Egal, was jetzt gleich im Kinderzimmer passieren wird«, sagte ich eindringlich zu Brenda Merchant. »Sie bleiben hier, verstanden?«

Die Frau nickte. »Was haben Sie vor, Mr. Sinclair?« fragte sie zögernd.

»Ich werde das Böse reizen, das Ihren Mann niedergestreckt hat.«

»Womit?« fragte die Frau.

»Damit«, sagte ich und öffnete mein Hemd. Brenda Merchant sah das geweihte Silberkreuz, das ich um den Hals trug.

Es entwickelte neuerdings weißmagische Kräfte, die sogar mich verblüfften. Es war noch nicht lange her, da hatte mir dieses Kruzifix in letzter Sekunde das Leben gerettet.

Ich war in London in einem Kahn gefangen gewesen, auf dem die Schwarze Magie herrschte. Immer näher zusammenrückende Wände hätten mich zermalmt, wenn mich mein Silberkreuz nicht davor

bewahrt hätte.
Dieses Sinnbild des absolut Guten, die Verkörperung der Kräfte des Lichts hatte die Macht des Bösen gebrochen und mich befreit.
Seither vertraute ich meinem silbernen Kruzifix mehr denn je. Ich wollte es auch hier gegen die Spur des Bösen einsetzen und sehen, was dabei passierte.
»Gehen Sie lieber nicht nach nebenan, Mr. Sinclair«, sagte die Frau mit furchtsamer Miene. »Ich habe den, der diese Spur hinterließ, gesehen.«
Ich hatte mich halb umgedreht, um ins Kinderzimmer zurückzukehren, wandte mich jetzt aber wieder der Frau zu.
»Tatsächlich? Wie sah der Kerl aus?«
»Er war vollkommen schwarz gekleidet, trug eine Art Trikot. Er war groß, schlank und wendig. Er muß sehr kräftig sein. Und er… er hatte kein Gesicht. Jedenfalls konnte ich keines sehen. Er trug meinen Jungen in den Dschungel. Ich folgte ihm. Da blieb er plötzlich stehen, stieß ein teuflisches Gelächter aus und löste sich vor meinen Augen auf. Mit meinem Jungen…«
Brenda Merchant fing wieder zu weinen an.
Ich ging mit Suko nach nebenan. Wir schlossen die Tür. »Bleib hinter mir!« sagte ich zu meinem Freund.
Dann nahm ich das geweihte Kruzifix ab. Ich hielt es in meiner rechten Hand. Vorsichtig näherte ich mich der Dämonenspur.
Das verblassende Glitzern wurde allmählich wieder heller. Die Kräfte des Bösen fühlten sich herausgefordert.
Etwas Ähnliches wie ein Schauer schien über die Spur des Bösen zu laufen. Die schillernde Oberfläche geriet in Bewegung. Sie wurde von schwarzmagischen Kräften durchpulst.
Ich konnte förmlich die Wut und den Haß des Bösen spüren. Meine Hand, die das Kruzifix hielt, näherte sich der Fensterbank Zoll um Zoll.
Die Spannung wuchs.
Ich hörte Suko hinter mir tief atmen. Wir sprachen kein Wort miteinander. Unsere Sinne waren auf das ausgerichtet, was wir heraufbeschworen.
Wenn es den Butler der Tarkowskijs und Reymond Merchant bei bloßer Berührung niedergeworfen hatte, rechnete ich mit einer weit heftigeren Reaktion, sobald das Silberkreuz mit der Spur des Bösen Kontakt bekam.
Noch vier Zoll.
Mein Mund trocknete langsam aus. Ich merkte, wie sich meine Stirn mit einem Schweißfilm überzog und stellte fest, daß mein Herz wesentlich schneller schlug.
Drei Zoll.

Das glitzernde Etwas verströmte mit einemmal eine eisige Kälte, die mir in die Glieder fuhr. Gleichzeitig spürte ich einen Widerstand, den ich nicht sehen konnte.

Vielleicht war er in mir, ich wußte es nicht. Es war mir plötzlich nicht mehr möglich, die drei Zoll zu überwinden. Meine Hand hing in der Luft und weigerte sich, die restlichen drei Zoll zurückzulegen.

»Was ist, John?« fragte Suko hinter mir ungeduldig. »Worauf wartest du? Warum machst du nicht endlich weiter?«

Seine Worte lösten die Sperre, die das Böse in meinem Kopf errichtet hatte. Bevor es zu einer neuerlichen Sperre kommen konnte, stieß ich meine Hand vorwärts.

Das Silberkreuz berührte die schillernde Spur.

Ein markerschütterndes Kreischen und Heulen flog durch die Nacht. Im selben Augenblick fing das glänzende Etwas zu dampfen an. Nebelschwaden stiegen davon auf. Es löste sich in diesem Nebel von einer Sekunde zur anderen auf, und aus den Schwaden wurde ein scheußlicher Kretin mit sieben Armen, einem Horn auf dem Kopf und glühenden Fischaugen. In der Brust – da, wo ein Mensch sein Herz trägt – hatte die Erscheinung ein großes rundes Loch.

Brüllend, tobend und kreischend wollte sich das Ungeheuer auf mich stürzen, doch ich hielt es von mir fern, indem ich mein Kruzifix hochriß und dem Scheusal einen Bannspruch in die wutverzerrte Fratze schleuderte.

»Haut ab!« kreischte daraufhin der Dämon außer sich vor Wut. »Verschwindet aus Ceylon! Aber macht schnell! Kehrt nach England zurück, wenn ihr nicht wollt, daß ich euch mit der Gewalt eines höllischen Blitzstrahls vernichte!«

»Wer immer du bist!« gab ich eiskalt zurück. »Wir sind hier, um dich zur Strecke zu bringen! Was auch immer du von nun an anstellen wirst, du wirst uns nicht mehr los! Und je mehr Unheil du unschuldigen Menschen zufügst, um so schrecklicher wird dein Ende sein!«

Der Dämon lachte schrill auf. »Narr!« geiferte er. »Narr! Du weißt nicht, wen du vor dir hast!«

»Es ist mir gleichgültig«, erwiderte ich energisch. »Du wirst zur Hölle fahren! Deine Tage hier auf Erden sind gezählt!«

Wieder stieß der Dämon sein überhebliches, hohntriefendes Gelächter aus. Er warf dabei seinen Körper zurück und lachte aus vollem Halse.

Ich wollte ihn mit meinem silbernen Kruzifix attackieren, doch er schien die Gefahr rechtzeitig gewittert zu haben, denn als ich auf die Nebelerscheinung zusprang, hob sie von der Fensterbank ab. Sie flog auf den Dschungel zu und tauchte wenig später darin ein.

Ich wandte mich langsam um und entspannte mich wieder. »Hast du

das gesehen?« sagte ich zu Suko.
»Er scheint verdammt gefährlich zu sein.«
»Davon bin ich überzeugt.«
»Er weiß, wer wir sind«, sagte Suko.
»Das wundert mich nicht. Wer so viele Jahre gegen Geister und Dämonen kämpft wie wir beide, wird im Schattenreich fast automatisch zu einer Berühmtheit.«
»Warum läßt er all die Kinder rauben?«
Ich seufzte. »Ich wollte, ich könnte dir darauf bereits die richtige Antwort geben.«

***

Es wurde eine lange Nacht. Ich bat Brenda Merchant, sich etwas anzuziehen. Danach verfrachteten Suko und ich Reymond Merchant in unseren Wagen. Wir brachten den Ohnmächtigen ins Krankenhaus und redeten kurz mit dem Arzt, einem Engländer namens Ford Blackman. Wir sagten ihm, daß wir in den nächsten vierundzwanzig Stunden wieder nach Reymond Merchant sehen würden und fuhren anschließend mit Brenda zu Glynn und Juri Tarkowskij.
Wir bereiteten die beiden vom Krankenhaus aus telefonisch darauf vor.
Sie hatten nichts dagegen, daß wir Brenda zu ihnen brachten. Sie konnten verstehen, daß Brenda Merchant auf keinen Fall allein zu Hause bleiben wollte. Jedenfalls nicht in dieser Nacht.
Dr. Blackman hatte der Frau eine Beruhigungsspritze gegeben.
Glynn nahm sie vor dem Haus in Empfang. Sie breitete mit tränennassen Augen die Arme aus, und Brenda sank seufzend nach vorn.
Dann weinten sie beide.
Nun hatten sie das gleiche Schicksal zu ertragen.
Juri Tarkowskij führte die beiden Frauen in den Living-room. Er bat uns, noch nicht zu gehen, deshalb setzten wir uns mit den Leuten zusammen, obwohl ich rechtschaffen müde war und mich nach meinem Hotelbett sehnte.
Aber ich merkte, daß diesen Menschen meine Anwesenheit half. Sie richteten sich an mir irgendwie auf. Sie wußten, daß ich gekommen war, um zu helfen. Ich war für sie deshalb so etwas wie ein Lichtblick in der Dunkelheit ihrer Sorgen.
Aus diesem Grund hätte ich es nicht übers Herz gebracht, die Leute mit ihrem Kummer einfach sitzenzulassen und nach Hause zu fahren.
Ich erzählte ihnen von der Reaktion des Dämons auf die Berührung mit meinem geweihten Kreuz. Ich sagte ihnen, daß dies nicht die einzige Waffe war, die ich gegen die Mächte des Bösen einsetzte. Ich zeigte ihnen meine Beretta, die in der Schulterhalfter steckte und mit

geweihten Silberkugeln geladen war, und sprach von meinem Einsatzkoffer, der sich draußen im Kofferraum des Cadillacs befand.

»Haben Sie keine Angst, daß Ihnen dieser Koffer mal gestohlen wird, Mr. Sinclair?« fragte mich Juri Tarkowskij.

»Er ist versteckt, und niemand außer mir kann ihn öffnen«, sagte ich und wies auf das Sicherheitsschloß hin, das ich einbauen ließ. Machte sich ein Unbefugter daran zu schaffen, so strömte aus einer verborgenen Düse betäubendes Gas aus…

Ich mußte den Leuten von meinen Kämpfen gegen Dämonen erzählen, und da ich all diese Fälle erfolgreich abgeschlossen hatte, wuchs das Vertrauen dieser Menschen zu mir.

Sie hofften, daß ich auch diesen Fall lösen würde, und ich versprach ihnen, mein möglichstes zu tun.

Wir redeten dann über die drei anderen Ehepaare, denen ebenfalls ihre Jungen geraubt worden waren.

Das waren die Ehepaare Turman, Telyea und Agutter. Es war merkwürdig, daß die Leute einander alle mehr oder weniger gut kannten.

Und dann erfuhr ich etwas, das mich aufhorchen ließ. Ich hoffte, daß es mich einen Schritt weiterbringen würde.

Reymond Merchant, Juri Tarkowskij, Ted Turman, Vic Telyea und Danner Agutter hatten bisher die Gewohnheit gehabt, einmal im Monat auszugehen. Ohne Frauen.

Zumeist wurde das dann eine deftige Sauftour, die fast immer in einem obskuren Lokal namens »White Ghost« – Weißer Geist – endete.

Warum ausgerechnet immer im Weißen Geist, wollte ich wissen. Das konnte mir Juri Tarkowskij leicht erklären. Das »White Ghost« war das einzige Lokal in der Stadt, das rund um die Uhr geöffnet hatte.

Der Besitzer war ein Amerikaner namens Andrew De Toth, wie Juri Tarkowskij weiter erzählte. »Einer von der Sorte Mensch, die nicht viele Freunde auf der Welt haben«, fügte der Russe hinzu.

»Sagen Sie das, weil De Toth Amerikaner ist?« fragte ich.

»Für mich ist die Nationalität eines Menschen nicht maßgebend. Er muß ein Mensch sein, das zählt. Ob er nun Amerikaner, Russe oder Chinese ist – was macht das schon aus…«

»Hatten die andern auch alle etwas gegen Andrew De Toth?« wollte ich wissen.

»Reymond Merchant haßte ihn sogar.«

»Aus welchem Grund?«

»Sehen Sie sich den Mann an, vielleicht wird Ihnen der Grund dann klar.«

»Das werde ich«, sagte ich. »Noch in dieser Nacht.«

***

Wir stiegen in der Kande Vidiya aus dem Cadillac und gingen in Richtung Rathaus zurück, bogen dann in die Tirikunamala Vidiya ein und standen wenig später vor Andrew De Toths Lokal.

Das war eine Mischung zwischen amerikanischem Horrorschuppen und ceylonesischem Tempel. An der weißen Front waren gräßliche Drachenköpfe aufgemalt. Ihre gelben Augen starrten uns feindselig an. Sie waren so naturgetreu gemalt, daß sie so aussahen, als könnten sie sich jeden Augenblick von der Wand lösen und sich auf uns stürzen.

Der Feuerhauch der geschuppten Bestien war auf den Eingang gerichtet. Glutrot war die Türnische ausgeleuchtet. Man hatte das Gefühl, auf das Tor der Hölle zuzugehen.

Ich stieß die Tür auf. Opiumgeruch stieg mir in die Nase. Suko zupfte mich am Ärmel. »Kannst du mir erklären, warum Merchant, Tarkowskij, Turman, Telyea und Agutter immer wieder hierher kamen? Würdest du das Lokal eines Kerls betreten, den du nicht ausstehen kannst?«

»Du mußt bedenken, daß die Männer immer schon einiges geladen hatten, wenn sie hier aufkreuzten.«

»Und da dies das einzige Lokal war, das noch auf hatte, fielen sie immer wieder ein.«

»Weil sie noch keine Lust hatten, nach Hause zu torkeln«, sagte ich und nickte.

Es war schummerig in der Bude. Magere Gestalten hockten in finsteren Nischen. Reglos. Sie wirkten wie ausgestopft.

Offensichtlich beachtete uns niemand. Und doch hatte ich das Gefühl, heimlich angestarrt zu werden. Es war nicht zu ergründen, woher der süßliche Opiumgeruch kam.

Wir hatten nicht die Absicht, uns darum zu kümmern. Wir waren aus einem anderen Grund hier. Suko und ich wollten Andrew De Toth kennenlernen.

Der Tresen war eine Nachbildung eines Sarkophags. In seinen Sockel waren apokalyptische Szenen gemeißelt. Hinter dem Tresen stand eine hexenhafte Frau. Sie hatte langes, blondes, strähniges Haar, einen stechenden Blick, dünne Lippen und einen großen Mund.

Mochte der Teufel wissen, woran sie uns als Engländer erkannte. Sie sprach uns in unserer Muttersprache an.

»Was kann ich für Sie tun, Gentlemen?«

»Ist Mr. Andrew De Toth hier?« fragte ich zurück.

»Kann schon sein«, antwortete das Mädchen vorsichtig. Sie taxierte mich mißtrauisch. »Warum wollen Sie das wissen?«

»Wir hätten ihn gern gesprochen.«

»In welcher Angelegenheit?«

»Das würden wir ihm gern persönlich sagen.«

Das Mädchen hob die Schultern. »Ich fürchte…«

Da platzte Suko der Kragen. »Hör mal, Puppe, du gehst jetzt zu deinem Chef und bringst ihm schonend bei, daß ihn zwei nette Herren sprechen möchten!«

Das wirkte. Diese Sprache verstand die Kleine. Ihre Augen wurden groß. Sie setzte sich in Bewegung, verschwand, und als sie wiederkam, war sie in Begleitung eines Mannes, bei dessen Anblick mir einen Augenblick die Luft wegblieb.

Ich hatte schon viele häßliche Menschen gesehen, aber Andrew De Toth war die absolute Krönung.

Sein Gesicht war zerklüftet wie eine Mondkraterlandschaft. Darüber hinaus war es unproportioniert. Das Antlitz schien aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt zu sein.

Kein Teil wollte so richtig zum anderen passen.

Da war die hohe, weit nach vorn gewölbte Stirn. Der starke Wulst der Augenbrauen. Darunter, in tiefen, eingesunkenen, schattigen Höhlen glänzten zwei Augen, die so seelenlos wie Glasmurmeln wirkten.

Die Nase war so klein, daß man sie übersehen konnte. Dafür waren der Mund und die Zähne um so größer, während das Kinn so weit zurückfiel, daß der Kopf beinahe vom Mund weg in den Hals überging.

Der Mann war groß und breitschultrig. Er verfügte bestimmt über respekteinflößende Kräfte. Und er überragte Suko und mich um einen ganzen Kopf. Seine Stimme klang, als käme sie aus einer leeren Gruft, als er sagte: »Ihr seid wohl besoffen, ihr beide! Was fällt euch ein, dieses Mädchen so zu behandeln.«

Er sprach breiten texanischen Slang, gemischt mit der ceylonesischen Sprachmelodik.

Wenn die Stunde nicht schon so weit fortgeschritten gewesen wäre und wenn wir nicht schon einige Aufregungen hinter uns gehabt hätten, wäre Suko bestimmt bei seiner gewohnten asiatischen Gelassenheit geblieben.

Dieser Mann aber schien für meinen chinesischen Freund von Anfang an ein rotes Tuch zu sein.

»Hören Sie, De Toth, wir kommen hierher, machen ein freundliches Gesicht und bitten diese Hexe, Ihnen auszurichten, daß wir mit Ihnen sprechen möchten. Sie aber tut so, als würde man um eine Audienz ansuchen müssen, wenn man mit Ihnen reden will.«

»Hexe!« fauchte das Mädchen.

»Hast du das gehört, Andrew? Er hat mich eine Hexe genannt, dieser gelbhäutige Bastard!«

»So!« schaltete ich mich energisch ein. »Ich denke, jetzt seid ihr quitt. Er hat Sie eine Hexe genannt – und Sie sagten, er wäre ein gelbhäutiger Bastard! Können wir endlich ein vernünftiges Wort miteinander reden?«

»Was wollen Sie?« fragte De Toth. Sein Blick huschte an mir auf und ab. »Wer sind Sie? Hab' ich Sie hier schon mal gesehen?«

»Bestimmt nicht. Mein Name ist John Sinclair.«

»So. Und wie heißt der freche Chinese?«

»Ich heiße Suko!« knurrte mein Partner.

»Okay, Gents. Dies hier ist keine Wärmestube. Was darf Ihnen Bathseba zu trinken geben?«

»Mir einen Orangenjuice«, sagte Suko.

Ich bestellte dasselbe.

De Toth bleckte die gewaltigen Zähne. »Sie sind wohl noch nicht lange weg von der Mutterbrust, wie?«

Ich erwiderte frostig: »Gehören Sie auch zu der Sorte, die denkt, ein Mann ist nur dann ein Mann, wenn er wie ein Loch säuft?«

Andrew De Toth winkte ab. Er übernahm von Bathseba die gefüllten Gläser und stellte sie vor uns hin. »Wohl bekomm's.«

Er machte dem Mädchen ein Zeichen. Sie verschwand.

»So«, sagte er zu mir. »Und jetzt können Sie ungestört loswerden, was Sie auf dem Herzen haben.«

»Ein reichlich ungewöhnliches Lokal führen Sie hier«, sagte ich.

»Es gefällt Ihnen nicht, wie?«

»Ich müßte lügen…«

»Das verlangt niemand von Ihnen, Mr. Sinclair. Ich mache mein Geld damit. Alles andere ist mir wurscht. Speziell die Meinung Fremder, die zum erstenmal hier hereinschneien, interessiert mich nicht.«

»Das war deutlich«, sagte ich.

»Das sollte es auch sein. Gibt es sonst noch ein Problem, das Sie mit mir diskutieren wollen?«

»Ja. Die Sache mit den verschwundenen Kleinkindern«, schoß ich eine Breitseite ab und traf voll.

Andrew De Toth zuckte merklich zusammen. Suko und mir entging diese heftige Reaktion nicht.

»Sie wissen davon«, stellte ich fest.

De Toth zuckte mit den breiten Schultern. »Ich weiß nicht mehr als jeder in dieser Stadt.«

»Die Väter der Kinder machten einmal im Monat gemeinsam eine Sauftour, die in Ihrem Lokal endete. Sie müssen sie also kennen.«

»Natürlich kenne ich sie.«

»Danner Agutter, Vic Telyea, Ted Turman, Juri Tarkowskij und Reymond Merchant«, zählte ich die Namen auf.

Bei Agutter, Telyea, Turman und Tarkowskij hatte Andrew De Toth genickt. Als aber der Name Merchant fiel, zog der Amerikaner verwirrt die dichten, schwarzen Brauen hoch.

»Moment, Sinclair. Merchant war zwar immer mit von der Partie – aber Sie dürfen nicht den Fehler machen, ihn in einem Atemzug mit

den Vätern zu nennen, deren Kinder verschwunden sind.«

Ich lächelte kalt. »Mir fällt auf, Sie sind nicht auf dem laufenden, Mr. De Toth.«

»Was soll das heißen? Wollen Sie damit etwa andeuten, daß auch Merchants Junge…?«

Ich nickte. »Heute nacht.«

Andrew De Toth fuhr sich über die Augen. »Das ist ja ein Ding.«

Ich erzählte dem Besitzer des »White Ghost«, was sich zugetragen hatte. Anschließend schenkte ich ihm reinen Wein ein, wies meinen Sonderausweis vor und erklärte dem erstaunten Mann, daß es unserer Aufgabe wäre, die mysteriösen Kidnapping-Fälle aufzuklären.

Er wurde ein bißchen freundlicher, weil ihm klargeworden war, daß wir Polizeigewalt hatten. Er liebte es nicht, bei den Behörden anzuecken. Er betrieb einen nicht ganz sauberen Laden, in dem aufsässige Polizeibeamte bestimmt vieles entdeckt hätten, was zu beanstanden gewesen wäre.

»Polizei«, sagte Andrew De Toth beinahe ehrfürchtig. »Scotland Yard! Mann, warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt, Sinclair? Ich dachte, Sie wären irgendso ein Möchtegern-Schnüffler. Ein Hobby-Detektiv, verstehen Sie? Einer, der an dieser ganzen leidigen Sache mehr vermurkst als gutmacht. Die Kinder möchten Sie wiederfinden und ihren Eltern zurückbringen. Hm, eine schwierige Aufgabe, die Sie da übernommen haben. Ehrlich gesagt, darum beneide ich Sie nicht.«

»Ein Wirt erfährt im allgemeinen mehr als so mancher Beichtvater«, sagte ich. »Ist Ihnen mal zu Ohren gekommen, wer hinter diesen Verbrechen steht?«

Andrew De Toth schüttelte den Kopf. »Keiner spricht in dieser Stadt über diese Fälle. Die Leute haben Angst, wegen ihrer eigenen Kinder.«

Ich trank von meinem Orangenjuice. De Toth goß sich kanadischen Bourbon in ein Glas und schüttete den Whisky mit einem schnellen Ruck in seine Kehle.

»Wollen Sie meine ganz persönliche Meinung zu diesem Fall hören, Sinclair?« fragte der Amerikaner.

»Deswegen sind wir hier«, gab ich zurück.

Er lehnte sich auf den Sarkophag, beugte sich vor. Er blickte nach links und nach rechts, um sich zu vergewissern, daß niemand zuhörte. Dann raunte er: »Bei diesen Fällen ging es nicht mit rechten Dingen zu. Das Böse hatte dabei seine Hand im Spiel. Mir fiel auf, daß es in unserer Stadt seit geraumer Zeit gärt. Etwas liegt in der Luft. Das Schattenreich bereitet etwas vor. Niemand weiß natürlich, was. Aber so mancher in dieser Stadt wird Ihnen bestätigen, daß die Luft von Tag zu Tag dicker wird. Etwas schwebt über uns wie ein Damoklesschwert. Irgendwann – wenn keiner damit rechnet – wird dieses Schwert herunterfallen… und ich wünsche mir, daß ich zu

diesem Zeitpunkt recht weit weg von Kandy bin.«

Nach dieser langen Rede brauchte De Toth noch einen Drink. Er war noch nicht fertig. Er hatte uns noch etwas zu sagen.

»Wollen Sie noch etwas Rätselhaftes hören?« fragte er mich.

Ich nickte.

»Okay, Sinclair. Ich kann Ihnen noch etwas bieten, auf das sich keiner einen Reim machen kann. Zuerst verschwand Amanda und Danner Agutters Junge. Das machte noch kein großes Aufsehen. Es war ein Einzelfall. Ein Verbrechen ohne Motiv zwar, aber noch nicht aufregend. Als aber dann auch der Junge von Tara und Vic Telyea verschwand, wurden die Leute in dieser Stadt nervös… Mittlerweile sind auch die Kinder von Ellen und Ted Turman, Glynn und Juri Tarkowskij und – wie Sie sagen – Brenda und Reymond Merchant nicht mehr da… Aber das wissen Sie ja. Darüber wollte ich eigentlich nicht sprechen. Es ist etwas anderes, worauf ich Sie aufmerksam machen möchte. Ich habe eine weitere beunruhigende Feststellung gemacht…«

Andrew De Toth hielt inne.

»Warum sprechen Sie nicht weiter?« fragte ich gespannt.

»Einen Augenblick«, sagte De Toth.

Bathseba kam. Einer der Gäste hatte etwas bestellt. Das Mädchen nahm eine Schnapsflasche vom Regal und goß von der glasklaren Flüssigkeit reichlich in ein Tongefäß. Ich hatte den Eindruck, Andrew De Toth traute dem Mädchen nicht. Der Amerikaner wartete, bis Bathseba weggegangen war.

Erst dann fuhr er fort: »Ich bin mit Amanda und Danner Agutter bekannt. Auch in Tara und Vic Telyeas Haus verkehre ich ab und zu… Der Teufel soll's holen, Sinclair – irgend etwas ist da passiert, was mich beunruhigt.«

»Was?« fragte ich.

»Ich bin froh, daß ich endlich mal mit jemandem darüber reden kann«, sagte De Toth. »Mit jemanden, der in dieser Sache kompetent ist, verstehen Sie?«

»Was beunruhigt Sie?« wollte ich wissen.

»Es war vor ein paar Tagen. Ich wollte Amanda und Danner Agutter einen Besuch abstatten, wollte hören, ob sich mit ihrem Jungen etwas Neues ergeben hatte…«

»Und?«

Andrew De Toth leckte sich die schmalen Lippen. Er schaute mich durchdringend an. »Das Haus der Familie Agutter steht leer. Ich war an drei aufeinanderfolgenden Tagen da. Die Agutters waren niemals anzutreffen. Ist das nicht seltsam? Zuerst verschwindet der Junge – und dann sind auf einmal auch seine Eltern weg.«

»Vielleicht sind sie ausgezogen«, sagte ich, »oder sie sind verreist.«

»Warum hätten sie das tun sollen?«
»Weil das Haus sie immerzu an ihr Unglück erinnerte«, meinte ich.
De Toth schüttelte heftig den Kopf.
»Nein, Sinclair. Die sind nicht weggezogen.«
»Woher wollen Sie das so genau wissen?«
»Ich war in dem Haus. Die Tür stand offen. Die ganze Habe der Agutters befindet sich nach wie vor in dem Gebäude. Man hat den Eindruck, Amanda und Danner Agutter wären nur mal schnell weggegangen. Vielleicht denken Sie, ich spinne mir da bloß etwas zusammen, und ich würde Ihnen möglicherweise recht geben, wenn ich in Tara und Vic Telyeas Haus nicht dieselbe Situation vorgefunden hätte… Nach den Kindern sind nun auch die Eltern verschwunden. Verdammt, darauf soll jetzt erst mal einer einen Reim finden.«
Was Andrew De Toth uns da erzählt hatte, war tatsächlich mehr als eigenartig.
Es begann auch uns zu beunruhigen. Wir dachten weiter. Wir dachten an die Ehepaare Turman, Tarkowskij und Merchant.
Stand ihnen dasselbe Schicksal bevor?
Wir dankten De Toth für seine Offenheit.
Als wir auf die Straße traten, spürte ich Bathsebas feindseligen Blick zwischen meinen Schulterblättern.
Die Abneigung beruhte auf Gegenseitigkeit, und ich hatte auch gegen Andrew De Toth eine gewisse Aversion, obgleich uns der Mann einiges Wissenswerte erzählt hatte.
De Toth war nicht ganz sauber – und das störte mich an ihm.
Ich schloß die Tür hinter mir, und plötzlich explodierte in meinem Kopf ein heftiger Schmerz. Ich stöhnte. Meine Hände zuckten hoch. Ich preßte die Handballen gegen die pochenden Schläfen.
Im selben Augenblick machte ich eine verwirrende Entdeckung: Suko war nicht mehr neben mir!
Oder doch?
Ich konnte ihn nicht mehr sehen. Aber ich hörte ihn, ich hörte seine Schritte. Er entfernte sich von mir. Zwischen mir und ihm mußte sich eine magische Wand aufgebaut haben, die uns trennte.
Ich vermutete, daß auch er mich nicht mehr sehen konnte.
Eine Attacke des Bösen! Gefahr!
Der Schmerz in meinem Kopf nahm ab. Sukos Schritte waren nicht mehr zu hören. Ich war allein. Rasch drehte ich mich um. Ich wollte in Andrew De Toths Lokal zurückkehren.
Aber das »White Ghost« war nicht mehr da.
Die Mächte der Finsternis führten ihren ersten Schlag gegen uns. Sie sorgten dafür, daß ich eine Halluzination hatte. Die Straße, in der ich mich befand, war mir vollkommen fremd.
Da ich nur einen Schritt aus Andrew De Toths Lokal gemacht hatte,

mußte es sich bei dieser Straße um ein Trugbild handeln. Suko erging es vermutlich nicht anders. Ich rief ihn, bekam aber keine Antwort.

Gespannt wartete ich. Was würde nun weiter geschehen? Ich rechnete mit einem heimtückischen Angriff. Meine Augen waren ständig auf der Suche nach einem Gegner.

Plötzlich vernahm ich ein feindseliges Knurren. Ich wirbelte herum. Mir gefror das Blut in den Adern. Ich sah mich einer gefährlichen Hundemeute gegenüber.

Die Köter waren räudig. Herrenlose Tiere schienen es zu sein. Ihre Leiber waren knöchern. Sie schienen sehr hungrig zu sein. Ihr schmutziges Fell war gesträubt.

Endlich hatten sie etwas zu fressen gefunden. Einen Menschen.

Mich!

***

Sie starrten mich mordlüstern mit ihren unheimlichen Lichtern an. Sie fletschten ihr kräftiges Gebiß und zeigten mir ihre grausigen Fangzähne, die sie mir ins Fleisch hacken wollten.

Der Hund, der das Rudel anführte, duckte sich zum Sprung.

Ich wußte nicht, ob das nun noch zur Halluzination gehörte oder bereits gefährliche Realität war. Es erschien mir ratsam, nicht mehr länger stehenzubleiben und darauf zu warten, bis sich diese Frage von selbst beantwortete.

Ich zählte in der Eile zehn räudige Köter, die nach meinem Fleisch gierten. Sie sollten es nicht bekommen.

Mit einem jähen Ruck wandte ich mich um und rannte los.

Die Hunde stimmten ein wütendes Geheul an. Kläffend jagten sie hinter mir her. Sie hetzten mich durch ein enges Straßengewirr. Die vordersten Biester schnappten immer wieder nach meinen Hosenbeinen.

Ihre blitzenden Zähne verfehlten mich jedesmal nur um Haaresbreite.

Es war erstaunlich, wie schnell diese ausgemergelten Tiere noch laufen konnten. Ihr Hunger peitschte sie hinter mir her. Der Leithund schnellte in dem Augenblick hoch, als ich mich gehetzt umblickte.

Ich sah das Tier gestreckt durch die Luft sausen. Das Hundemaul war weit aufgerissen. Ich konnte tief in den gierigen Rachen des Angreifers sehen, der pfeilschnell auf meinen Hals zuflog.

Mit einem raschen Sprung fegte ich zur Seite. Ich stolperte über den Rinnstein und fiel. Hart knallte ich auf den Asphalt.

Aus! dachte ich. Jetzt bist du verloren!

Die geifernde Meute war sofort bei mir. Sie umringte mich. Ich schlug wie von Sinnen um mich, konnte die zurückzuckenden Schädel nicht treffen.

Rings um mich war ein wildes Kläffen, Knurren und Hecheln.

Mir schienen nur noch wenige Sekunden zu bleiben.
Die hungrigen Köter schenkten mir eine allerletzte Galgenfrist, bevor sie mich zerfleischen würden.
Weil ich wie verrückt um mich schlug, sprangen zwei Knöpfe von meinem Hemd ab. Auf diese Weise wurde ein Teil meiner Brust entblößt. Natürlich kam dadurch auch mein geweihtes Silberkreuz zum Vorschein.
Ein milchiger Schein ging von meinem Kruzifix aus. Ein Schein, der mich wie eine Schutzhülle umgab.
Die räudigen Hunde wichen zitternd und winselnd zurück. Ich erhob mich schweratmend. Die Köter bildeten einen großen Kreis um mich. Sie duckten sich, als erwarteten sie Prügel. Sie klemmten ihre Schwänze ein und zeigten große Angst.
Und dann hörte von einer Sekunde zur andern das schmerzhafte Pochen in meinem Kopf auf.
Die Vision der struppigen Hunde zerplatzte wie eine Seifenblase. Ich war allein. Kein Tier wollte mir mehr etwas anhaben.
Ich schaute mich irritiert um, hatte keine Ahnung, wo ich war. Auf meiner Flucht vor den Hunden, die in Wirklichkeit nicht existiert hatten, war ich hierhergekommen.
Die Mächte des Bösen hatten meinen Geist verwirrt, hatten ihm Dinge vorgegaukelt, die nicht wahr gewesen waren. Ich hatte sie jedoch als gefährliche Tatsachen akzeptiert und war davongelaufen.
Nun versuchte ich mich zu orientieren. Ich ging die Straße entlang. Ein Schild verriet mir an der nächsten Ecke, daß ich mich in der Lady Anderson’s Road befand.
Es war weit nach Mitternacht. Die Straßen waren wie ausgestorben. Es gab keinen Menschen, den ich fragen konnte, wie ich zum »White Ghost« zurückkam, denn da wollte ich zunächst einmal hin.
Ich war auf meinen eigenen Orientierungssinn angewiesen, und er ließ mich zum Glück nicht im Stich.
Von weitem sah ich schon das Lokal des Amerikaners.
Ich machte mir Sorgen um Suko. Übersinnliche Mächte hatten ihr gemeines Spiel mit uns getrieben. Es war ihnen auf Anhieb gelungen, uns zu trennen. Ich fragte mich, ob mein Partner dieselbe Vision gehabt hatte wie ich.
Als ich an einer schmalen Seitenstraße vorbeikam, hörte ich das Keuchen eines Mannes. Ich blieb stehen. In der Dunkelheit lag jemand auf dem Boden. Er schlug um sich, wie ich um mich geschlagen hatte.
Er wehrte Angreifer ab, die ich nicht sehen konnte.
Suko!
»Weg!« stieß der Chinese heiser hervor. »Weg! Haut ab, ihr räudigen Biester!«
Er stand noch unter dem Einfluß der dämonischen Macht. Ich nahm

hastig mein Kruzifix ab und rannte zu meinem Freund. Ich hieb mit dem Kreuz in die Luft und vernahm im selben Moment ein gellendes Jaulen, das in Windeseile davonflog.

Suko schnaubte. Er erhob sich. Sein breites Gesicht war schweißbedeckt. Er blickte mich verwirrt an. »John! John, wo kommst du plötzlich her? Ich hatte es soeben mit einem Rudel von Höllenhunden zu tun. Sie wollten mich in Stücke reißen.«

»Ich weiß«, sagte ich.

Meine Antwort verwirrte meinen Freund noch mehr. »Du weißt es?«

»Das Böse hat einen Keil zwischen uns getrieben, als wir aus De Toths Lokal kamen«, erklärte ich. »Wir wurden getrennt, und dann hatten wir beide die gleiche Vision, die ich jedoch mit meinem Kruzifix zerstören konnte.«

Suko wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn. »Meine Güte, und ich war der Meinung, diese Biester würden tatsächlich existieren.«

»Es lag durchaus in der Macht unseres Feindes, die Hunde zu Fleisch und Blut werden zu lassen«, sagte ich überzeugt.

»Warum hat er's nicht getan?«

»Vielleicht wollte er uns eine allerletzte Warnung zukommen lassen.«

»Du meinst, der nächste Schlag könnte dann tödlich sein?«

»Möglich wär's«, sagte ich und begab mich mit meinem Freund zum Cadillac. Im Osten begann langsam der Morgen zu grauen. Wir hatten ein paar Stunden Schlaf dringend nötig.

Das rätselhafte Verschwinden von Amanda und Danner Agutter sowie von Tara und Vic Telyea ging mir nicht aus dem Kopf. Ich wollte darüber unbedingt mit den Ehepaaren Turman, Tarkowskij und Merchant sprechen, damit sie gewarnt waren.

Gleich morgen früh wollte ich mit den Leuten reden.

Doch erst mal mußte ich schlafen, um wieder zu Kräften zu kommen. Meine Glieder waren bleischwer, und meine Augen wollten mir zufallen. Der Körper verlangte sein Recht. Ich durfte es ihm nicht länger vorenthalten…

***

Ellen Turman öffnete den Kühlschrank. Sie hatte Hunger. Wenn man während der ganzen Nacht kaum ein Auge zutut, wird das Warten auf den nächsten Tag eine schier endlose Sache.

Die Frau entnahm dem Kühlschrank Käse und Butter. Sie bestrich und belegte eine Scheibe Weißbrot, während sie an das Küchenfenster trat und nach draußen blickte.

Sie haßte die Nacht. Sie fürchtete die Dunkelheit, seit man ihren Sohn geraubt hatte. Sie hatte so viel um ihren Jungen geweint, daß sie heute keine Träne mehr vergießen konnte.

Ihre hellen, blauen Augen waren leergeweint. Der Schmerz hatte sich

tief in ihr Herz gegraben und hatte eine große Narbe hinterlassen. Sie hatte sich geschworen, alles zu tun, um ihren Jungen wiederzubekommen.

Ellen Turman wußte von den Ehepaaren Agutter und Telyea, daß auch sie nichts unversucht lassen wollten, um ihr geraubtes Kind wiederzukriegen. Aber Ellen und Ted Turman hatten mehr getan, als sich gegenseitig nur ein verbales Versprechen zu geben. Sie hatten eine Menge Geld von ihrem Bankkonto abgehoben und dafür eingesetzt, um eine Spur von dem verschwundenen Jungen zu finden.

Sie hatten sogar einen Privatdetektiv engagiert, doch der Mann blieb nicht lange. Bereits nach drei Tagen war er ziemlich verstört zu Ellen und Ted Turman gekommen und hatte seine Arbeit höflich, aber bestimmt niedergelegt.

Irgend etwas war vorgefallen, das ihn zu diesem Schritt veranlaßt hatte. Ellen und Ted Turman bedrängten ihn, doch der Detektiv weigerte sich hartnäckig, über die Vorfälle zu reden.

Er gab den Eheleuten ihr Geld zurück und verabschiedete sich anschließend. Noch heute erinnerte sich Ellen Turman gut an die Angst, die sie in den Augen des Privatdetektivs gesehen hatte.

Die junge blonde Frau schluckte den letzten Bissen hinunter.

Plötzlich war ihr, als hätte draußen im Garten ein Kind gerufen.

Alex? War das vielleicht Alex gewesen?

Ellen Turman – eine Frau, die dazu neigte, mollig zu werden – fuhr sich nervös an die Lippen. Man hatte ihren Sohn fortgeholt – ohne einen ersichtlichen Grund.

War es vielleicht die Tat eines Verrückten gewesen? Wußte der Geisteskranke nun nichts mehr mit Alex anzufangen? Hatte er ihn deshalb wieder zurückgebracht?

Ellen Turmans Herz schlug sofort schneller.

Da war es wieder. Ja! Ja, es war Alex' Stimme. Zart und dünn. Unverkennbar. Alex war wieder da. Der Kindesräuber hatte Alex zurückgebracht. Die junge Mutter konnte ihr Glück nicht fassen.

Im Morgenrock eilte Ellen Turman aus der Küche, durch die Diele und aus dem Haus. In dieser Nacht füllten sich ihre Augen zum erstenmal wieder mit Tränen.

Freudentränen waren es. Und die Freude schnürte ihr auch die Kehle zu. Sie bekam kaum Luft. Mit einem stummen Lachen lief sie in den Garten.

Das Glück darüber, daß Alex wieder zurückgebracht worden war, jagte ihr kühle Schauer über den Rücken. Sie blieb kurz stehen und lauschte. Im Moment war nichts zu hören.

Aber Ellen Turman fühlte mit jeder Faser ihres Körpers, daß sie ihrem Jungen ganz nahe war.

»Alex?« rief sie zaghaft in die Dunkelheit hinein.

Der Wind zerzauste mit seinen Luftfingern die Goldregensträucher.
»Alex, wo bist du? Komm her! Komm zu deiner Mami.«
Nichts. Stille.
»Alex!« Diesmal kam es gepreßt über die vollen Lippen der Frau. Zweifel meldeten sich.
Hatte sie sich geirrt? Hatte sie vorhin gar nichts gehört? Hatten ihr ihre überreizten Sinne lediglich einen gemeinen Streich gespielt? War Alex' Stimme bloße Einbildung gewesen? Weil sie sich so sehr danach gesehnt hatte, seine Stimme wieder zu hören?
»Alex, ich bitte dich, antworte deiner Mutter!« sagte die Frau flehend. »Wo steckst du, Junge?«
Plötzlich ein helles Kinderpiepsen. Es kam vom Ende des Gartens. Ellen Turmans Herz trommelte ungestüm gegen die Rippen. Sie eilte auf die dichte Ligustergruppe zu, hinter der sie ihren Sohn vermutete.
Je näher sie der Buschgruppe kam, desto zögernder setzte sie ihre Schritte. Sie hatte Angst, enttäuscht zu werden. Wenn sie Alex nicht hinter dem Liguster finden würde…
Sie wagte diesen Gedanken nicht fertigzudenken.
Ein dünner Schweißfilm glänzte auf der Stirn der Frau. Die nächsten Sekunden würden darüber entscheiden, ob das lange Leiden weiterging oder endlich zu Ende war.
Sechs Schritte noch.
Ellen Turmans Gesicht sah aus wie eine bleiche, starre Maske. Sie fürchtete sich vor einer großen, schmerzhaften Enttäuschung. Ihre Augen glänzten wie im Fieber.
Sie war so furchtbar aufgeregt, daß sie taumelte. Sie preßte die Fäuste gegen ihren Busen und flehte den Himmel um Hilfe an.
Fünf Schritte.
»Alex! Alex! Mein lieber, armer Junge! Daddy und ich werden dafür sorgen, daß dir so etwas Schreckliches niemals wieder zustoßen kann. Ich verspreche dir, daß wir in Zukunft besser auf dich aufpassen werden. Du wirst bei uns schlafen. In unserem Schlafzimmer. Damit wir ganz in deiner Nähe sind und dich besser beschützen können…«
Vier Schritte. Drei, zwei, einer…
Der letzte Schritt war beinahe ein Sprung. Die aufgewühlte Mutter schnellte sich buchstäblich vorwärts. Aber da war Alex nicht!
Die Frau stieß einen verzweifelten Schrei aus. Ihr Gesicht verzerrte sich, als müsse sie schlimme Schmerzen ertragen.
»Alex! Oh, Alex, wo bist du?« schluchzte Ellen Turman.
Und abermals vernahm sie einen Kinderlaut. Er lockte sie auf die Straße, und sie folgte ihm, ohne zu überlegen…

***

Ted Turman wurde von einer Stimme geweckt. Er setzte sich im Bett

auf. Der Platz an seiner Seite war leer. Er hatte Mitleid mit seiner Frau, die wieder einmal nahezu die ganze Nacht durchwachte.

Wieder vernahm er Ellens Stimme.

Nicht im Haus, sondern draußen. Seine Frau lief durch den Garten. Sie sprach dabei. Turman seufzte geplagt.

Es wird immer schlimmer mit ihr! dachte er.

Hastig stand er auf. Er eilte zum Fenster und öffnete es. Er glaubte, seine Frau den Namen ihres Jungen sagen zu hören. Sie suchte Alex im Garten. Eine Eishand legte sich um Ted Turmans Herz.

Mußte es auch noch dazu kommen? Mußte – nachdem man ihm den Sohn geraubt hatte – auch noch seine Frau verrückt werden?

Ellen lief auf die Ligustergruppe zu.

»Ellen!« rief Ted Turman mit lauter Stimme. »Ellen, was machst du da draußen? Komm zurück! Komm wieder ins Haus! Du erkältest dich sonst!«

Ellen hörte nicht. Sie schien sich in ihren Wahn so sehr hineinzusteigern, daß sie um sich herum nichts mehr wahrnehmen konnte.

»Mein Gott, was macht sie denn?« stieß Ted Turman erschrocken hervor. Seine Frau hatte einen verzweifelten Schrei ausgestoßen, als sie die Ligustergruppe erreicht hatte.

Und nun verließ sie den Garten…

Turman wandte sich hastig um. Er riß sich den Pyjama vom Leib, schlüpfte in die Jeans, die über dem stummen Diener hingen, und streifte sein weißes T-Shirt über.

In der Diele sprang er in seine Slipper. Dann jagte er aus dem Haus. Er überlegte kurz, ob er Ellen mit dem Wagen nachfahren sollte, doch er hatte keine Geduld, erst das Garagentor zu öffnen und sich in dem engen Raum in das Fahrzeug zu zwängen.

Mit langen Sätzen lief Turman durch den finstern Garten.

Als er die Straße erreichte, bog Ellen gerade um die nächste Ecke. Sie lief, als wäre der Teufel hinter ihrer Seele her.

»Verdammt!« entfuhr es Ted Turman.

Er rannte, so schnell er konnte. Ellen war für einen Augenblick nicht zu sehen. Turman blieb keuchend stehen. Da entdeckte er seine Frau wieder. Sie lief einen schmalen Karrenweg entlang, der geradewegs in den Urwald hineinführte.

Wie eine Geisterfee glitt die Frau durch die Dunkelheit.

Turman folgte ihr. Er war ein kräftiger Mann mit muskulösen Beinen. Er spielte hier in Kandy mit Freunden einmal wöchentlich Fußball. Und zweimal in der Woche wurde ziemlich hart trainiert. Turman befand sich in Topform.

Er war sicher, Ellen einholen zu können.

Sie verschwand im schwarzen Rachen des Dschungels. Tiere

kreischten und nahmen vor ihr erschrocken Reißaus. Sie lief, lief, lief wie eine Maschine, die keiner mehr abstellen konnte.

Als Ted Turman den Urwald erreichte, legte er seine Hände wie einen Trichter um den Mund und rief: »Ellen! Ellen, ich bitte dich, bleib stehen! Ellen, wohin läufst du denn?«

Er sah ihren hellen Morgenrock zwischen den Regenbäumenaufleuchten. Er hörte Äste brechen. Noch nie hatte er seine Frau so schnell laufen gesehen. Seine Sorge um Ellen wuchs.

Sie hatte den Dschungel bisher immer gemieden, weil er ihr unheimlich gewesen war. Nachts wäre sie schon gar nicht zu bewegen gewesen, den verfilzten Urwald zu betreten.

Hatte sie durch ihre Verrücktheit die Angst vor dem Dschungel verloren?

Es war nicht ungefährlich im dichten Unterholz, denn es gab hier zahlreiche Giftschlangen – Kobras, Vipern, Klapperschlangen – und die angriffslustigen Pythons.

Nur mühsam holte Ted Turman auf. Er rief immer wieder, seine Frau möge endlich stehenbleiben, doch sie schien taub geworden zu sein.

Plötzlich war sie weg. Verschwunden. Er konnte sie nicht mehr sehen.

Keuchend blieb er stehen. »Ellen!« rief er mit schriller Stimme. »Ellen, wo bist du?«

Er ging weiter. Es gab keinen Weg mehr. Der Boden unter seinen Slippern wurde weich, morastig. Er drückte herabhängende Schlinggewächse zur Seite. In seiner Nähe raschelte etwas geisterhaft. Ted Turman zuckte heftig zusammen. Ein Nachtvogel flatterte hoch und torkelte durch das Gewirr von Pflanzen.

»Ellen!« rief Turman wieder. Er stellte fest, daß seine Hoffnung, Ellen wiederzufinden, rapide zusammenschrumpfte. »Ellen!« schrie er verzweifelt.

Da platzte plötzlich in der undurchdringlichen Finsternis ein greller Entsetzensschrei auf.

Das war Ellen!

Turman stampfte durch die Farne. Dicke, glitschige Wurzeln brachten ihn zu Fall. Er schlug sich den Kopf an hartem Holz, kämpfte sich benommen wieder hoch, spuckte die nasse Erde aus, die zwischen seinen Zähnen knirschte.

Die Angst um seine Frau geißelte ihn. Er wühlte sich durch das Unterholz, das allmählich zurücktrat. Und wenige Augenblicke später sah er sie.

Sein Herz übersprang einen Schlag.

Ellen war in einen Sumpf geraten.

Die Macht des Bösen hatte sie in dieses Todesmoor gelockt, um sie zu vernichten, weil sie sich nicht damit abfinden wollte, daß sie ihren

Jungen nie mehr wiedersehen würde.

***

Ellen sank immer mehr in die schwarze Brühe ein. Sie versuchte, die Beine aus dem Morast herauszuziehen, doch jede ihrer Bewegungen beschleunigte das Sinken nur noch mehr.

Wieder schrie die verzweifelte Frau. Sie bäumte sich entsetzt auf. Sie griff nach dünnen Pflanzen, die über dem Moor hingen. Die Pflanzen rissen ab. Ellen starrte auf die Blätter in ihrer Hand und schluchzte.

»Ellen!« rief Ted Turman mit heiserer Stimme. »Nicht bewegen! Du darfst dich nicht bewegen, hörst du? Ich hol' dich raus! Hab' keine Angst, ich schaff das schon!«

Zum erstenmal hörte die Frau jetzt die Stimme ihres Mannes wieder. Der Bann, mit dem sie das Böse belegt hatte, fiel von ihr ab.

»Ted!« rief sie. »Ted, wo ist Alex?«

Turman schauderte. »Wieso glaubst du, daß ich weiß, wo Alex ist?«

»Ich habe seine Stimme gehört.«

»Du mußt dir das eingebildet haben, Ellen.«

»Ich habe Alex gehört, Ted. Hier – ganz in der Nähe.«

Turman ließ seine Frau in diesem Glauben. Es war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, mit ihr darüber zu streiten. Der klebrige Sumpf kroch bereits zu ihren Hüften hoch.

»Nicht bewegen!« rief Ted Turman aufgeregt.

Er suchte einen jungen, widerstandsfähigen Baum, mit dessen Hilfe er seine Frau aus dem gefährlichen Todesmoor ziehen konnte. Als er einen gefunden hatte, versuchte er, ihn aus dem Boden zu reißen.

Doch das armdicke Gewächs war so sehr im weichen Erdreich verkrallt, daß Ted Turman es nicht einmal lockern konnte.

Ellen versank immer tiefer. Sie bewegte sich nicht, wie ihr Mann es von ihr verlangt hatte. Aber die Todesangst stand ihr deutlich ins Gesicht geschrieben.

Fluchend suchte Turman einen anderen Baum. Er sprang an ihm hoch und bog ihn zu der breiigen Mooroberfläche hinunter. Er selbst hangelte sich daran immer weiter vor.

Nun pendelten seine Beine bereits über dem Sumpf. Wie ein riesiger Bogen wölbte sich der junge Baum über dem Moor. Seine schlanke Krone befand sich genau über Ellen.

Ted Turman rann der Schweiß in breiten Bächen über das Gesicht. Seine Arme schmerzten ihn, doch er klammerte sich verbissen an den schlanken Baumstamm. »Versuch die Äste zu erreichen, Ellen!« stieß er heiser hervor.

Die Frau hob die Arme, doch die Baumkrone befand sich in einer Höhe, zu der sich Ellen nicht hochrecken konnte.

Um sie herum stiegen blubbernde Luftblasen auf. Das breiige Moor

reichte Ellen bereits bis an den Busen. Sie wußte, daß ihre Situation kritisch zu werden begann.

Panik befiel sie. Sie streckte sich der Baumkrone entgegen. Sie versuchte, mit den Füßen irgendwo Halt zu finden. Dabei arbeitete sie sich mit jeder Bewegung nur noch schneller in den Sumpf hinein.

»Nicht bewegen!« schrie Turman. »Bitte, ich sagte doch, du darfst dich nicht bewegen, Ellen!«

»Ich will in diesem grausigen Moor nicht versinken!« kreischte die Frau hysterisch.

»Gerade das beschleunigst du aber, indem du dich bewegst!«

»Ich kann nicht stillhalten. Ich kann es einfach nicht. Hol mich doch endlich hier raus, Ted. Warum tust du denn nichts?«

Turman hangelte sich näher an seine Frau heran. Sein Körpergewicht zog den jungen Baum tiefer nach unten. Jetzt mußte Ellen die Krone erreichen können.

»Versuch noch mal, die Äste zu fassen!« keuchte Turman.

Ellens Hände schossen nach oben. Ihre Finger erwischten einen daumendicken, widerstandsfähigen Ast. Sie wollte sich daran hochziehen, zog aber nur ihren Mann tiefer zur Mooroberfläche herab.

Seine Füße berührten den Schlamm.

»Warte!« rief er. »Ellen, warte einen Augenblick!«

Doch die Frau hörte nicht auf ihn. Sie war zu sehr in Panik. Mit aller ihr zu Gebote stehender Kraft versuchte sie, sich aus dem Morast zu ziehen. Da ihr das jedoch nicht auf Anhieb gelang, trat sie mit den Beinen nach unten, während sie oben versuchte, besseren Halt zu finden.

Der junge Baum wurde dadurch heftig geschüttelt.

»So warte doch, Ellen!« schrie Ted Turman. »Auf diese Weise kommst du nie frei! Ich muß die Baumkrone zuerst entlasten!«

Aber Ellens Hysterie uferte aus. Sie schüttelte den schlanken Baumwipfel. Sie schrie verzweifelt und schluchzte.

»Ich will nicht sterben!« wimmerte sie. »Ich will nicht in diesem grausigen Sumpf untergehen.«

Noch tiefer zog sie ihren Mann nach unten. Er steckte nun schon bis zu den Knien im Schlamm. Hastig wollte er sich zum festen Boden zurückhangeln. Aber Ellen riß den Baum wild hin und her.

»Hör auf damit!« brüllte er seine Frau an. »Willst du uns beide umbringen?«

»Es würde dich nicht stören, wenn ich allein unterginge, was?« kreischte Ellen.

»Was redest du denn da für einen Blödsinn. Solange ich nicht mit dir in diesem Sumpf stecke, bist du nicht verloren, Ellen.«

Die Frau versuchte, sich mit ihren restlichen Kraftreserven hochzureißen. Durch den jungen Baum ging ein heftiger Ruck.

Ted Turman blieb das Herz vor Schreck stehen.

Seine Hände glitten von dem biegsamen, glatten Stamm ab. Ellen Turmans Finger waren nicht in der Lage, dem kraftvollen Zug nach oben entgegenzuwirken. Sie mußte loslassen.

Wie das Ende einer langen Peitsche pfiff der junge Baum durch die Luft. Er klatschte mit seinen Zweigen gegen einen anderen Baum. Stand wieder aufrecht an seinem Platz, während nun auch Ted Turman rettungslos im Todesmoor festsaß.

»Ellen!« stieß Turman hervor. Er blickte seine Frau entsetzt an, während er langsam tiefer in den ekeligen Brei einsank. »Ellen, was hast du nur getan?«

Die junge Frau schlug ihre Hände vors Gesicht und rief weinend: »Oh, Ted, verzeih mir… das wollte ich nicht. Wenn ich es nur ungeschehen machen könnte.«

»Dazu ist es jetzt zu spät«, sagte Turman ernst.

»Wir sind verloren, Ted. Wir werden sterben…«

»Ja, Ellen, das werden wir.«

»Ted, ich fürchte mich so…«

»Wir können es nicht verhindern, Liebes.«

»Es ist meine Schuld. Ganz allein meine Schuld. Ich hätte auf dich hören sollen.«

»Wir müssen uns damit abfinden.«

»Kannst du mir verzeihen, Ted?«

»Natürlich.«

Plötzlich erhellte ein geisterhaftes Licht die Szene. Ein hohntriefendes Gelächter hallte durch den Dschungel. »Meine Güte, wie rührend!« rief eine donnernde Stimme.

Ellen blickte ihren Mann erschrocken an. »Ted, was ist das? Woher kommt das?« Die Frau steckte bereits bis zum Halsansatz im Morast. Sie würde zuerst sterben. Ihr Mann würde ihr dabei zusehen müssen. Grauenvoll…

Ted Turman hob den Kopf. Über dem Todesmoor ballte sich eine mächtige, unheimliche Wolke. Ein abscheuliches Ungeheuer schälte sich heraus. Es war riesengroß und änderte pausenlos sein Aussehen. Mal sah es einem häßlichen Drachen ähnlich, dann wurde es zu einem graugesichtigen Scheusal, dessen Anblick so abscheulich war, daß einem davon übel werden konnte.

Mal war dort oben eine Werwolffratze zu sehen, und gleich darauf glich die Erscheinung einem überdimensionalen bleichen Totenschädel. Der Unhold spielte die gesamte Monsterpalette durch.

Er lachte gemein und triumphierend. »Da steckt ihr nun im Todesmoor. Ihr seid mir in die Falle gegangen!«

»Warum? Warum müssen wir sterben?« rief Ellen Turman verzweifelt.

»Weil ihr es gewagt habt, zu versuchen, euren Sohn wiederzubekommen!«
»Das ist doch nur natürlich!«
»Ihr hättet mir euren Jungen widerspruchslos überlassen müssen!«
»Das darf niemand von uns verlangen!« kreischte Ellen.
»Warum wurde Alex geraubt?« fragte Ted Turman mit belegter Stimme. Er hatte Angst vor dieser riesigen, bedrohlichen Erscheinung, aber er versuchte, sie nicht zu zeigen. »Was hast du Scheusal mit unserem Jungen vor?«
»Das geht euch nichts an!« donnerte der Dämon.
»Wir sind seine Eltern.«
Das Ungeheuer lachte spöttisch. »Ihr seid nichts. Hört ihr? Nichts seid ihr mehr.«
»Wo ist Alex?« wollte Ellen wissen. »Wir wissen, daß wir verloren sind. Wir haben uns damit abgefunden, daß wir sterben müssen. Aber laß uns nicht mit dieser schrecklichen Ungewißheit sterben. Ich flehe dich an, sag uns, wo unser Sohn ist!«
Der Dämon lachte knurrend. »Die Ungewißheit wird euch bis zu eurem nahen Ende quälen. Ihr werdet nicht erfahren, wo sich euer Sohn befindet! Das erhöht eure Pein. Ich werde euch auch nicht verraten, was ich mit eurem Jungen vorhabe. Eure Fragen sollen euch bis zu eurem Tod foltern. Hahaha! Aber wenn ihr wissen wollt, was aus Amanda und Danner Agutter und aus Tara und Vic Telyea geworden ist, das will ich euch gern zeigen…«
Gräßliche Todesschrei waren auf einmal zu hören.
Dicke Hagelschloßen rollten Ellen und Ted Turman über den Rücken. Sie blickten sich verstört um.
Neben ihnen steckte Danner Agutter im Sumpf. Der Dämon ließ vor ihnen den Todeskampf des Mannes wie einen Film ablaufen.
»Danner!« rief Ted Turman, doch Agutter hörte ihn nicht. Sein Gesicht war angstverzerrt. Er schlug wie von Sinnen um sich und wühlte sich immer tiefer in den Sumpf hinein.
Dann gellte Amanda Agutters Hilfeschrei durch die Nacht. Auch sie war verzweifelt bemüht, sich aus dem breiigen Sumpf zu kämpfen. Auch sie sank mehr und mehr in den Morast ein.
Danner Agutter stieß noch einen letzten Schrei aus, bevor er unterging.
Daraufhin tauchten Tara und Vic Telyea aus der Schwärze der Nacht auf. Ellen und Ted Turman waren gezwungen, auch ihren verzweifelten Todeskampf mit anzusehen, und sie nahmen sich fest vor, nicht zu schreien, wenn sie mit dem Sterben an der Reihe waren.
Sie wollten dem grausamen Dämon diesen Triumph nicht gönnen.
Doch sie waren nicht in der Lage, an ihrem Entschluß festzuhalten. Als der klebrige Brei über Ellen Turmans Gesicht kroch, warf sie den

Kopf entsetzt zurück und schrie ihre unbeschreibliche Angst zu jenem furchtbaren Monster hinauf.

»Ellen! Mein Gott, Ellen!« brüllte Ted Turman.

Er wollte sich an seine Frau heranarbeiten, doch der Sumpf ließ es nicht zu. Ellen versank. Dem Mann wollte es das Herz zerreißen, als er nur noch die blassen Arme seiner Frau aus dem Sumpf herausragen sah.

Und wenige Minuten danach folgte er ihr in den unvermeidbaren Tod…

***

Nach vier Stunden Schlaf waren wir wieder gestärkt. Wir nahmen ein reichliches Frühstück zu uns. Anschließend klemmte ich mich ans Telefon.

Nach wie vor beschäftigte mich das, was uns Andrew De Toth erzählt hatte: Sowohl das Ehepaar Agutter als auch das Ehepaar Telyea war von der Bildfläche verschwunden.

Nachdem ihr Kind geraubt worden war, schienen auch sie abgeholt worden zu sein. Damit den anderen Eltern ein solches Schicksal erspart blieb, wollte ich sie rechtzeitig warnen.

Ich ließ mich von der Vermittlung zuerst mit dem Anschluß von Ellen und Ted Turman verbinden. Es läutete am anderen Ende des Drahtes gut zwanzigmal. Niemand ging ran.

Sofort breitete sich in mir eine gewisse Unruhe aus. Möglicherweise war meine Sorge um das Ehepaar Turman unbegründet, aber ich wollte die Sache auf keinen Fall auf sich beruhen lassen.

Ich kehrte zu Suko zurück. »Bei den Turmans hebt niemand ab.«

»Dann sind sie nicht zu Hause«, sagte Suko.

»Du bist heute mal wieder besonders schlau.«

»Du denkst an die Agutters und an die Telyeas?«

»Genau, und ich hoffe, daß die Turmans aus einem anderen Grund nicht zu Hause sind.«

»Wollen wir hinfahren?«

Ich nickte. »Diesen Vorschlag wollte ich gerade machen.«

Wir verließen das Hotel und setzten uns in unseren braunen Caddy. Es war ein Prachtwetter. Wir hatten sechsundzwanzig Grad Celsius, und es war mit einer Tageserwärmung bis auf dreißig Grad zu rechnen. Wir schrieben Anfang November und hatten somit die beste Reisezeit für Ceylon erwischt. Reiner Zufall. Wir hatten es uns nicht aussuchen können.

Wir durchquerten die Stadt, in deren Mitte ein See liegt, der von Sri Vikrama Rajasinha, dem letzten König von Kandy, Anfang des 19. Jahrhunderts angelegt wurde.

Kandy ist ein großes Pilgerzentrum und Sitz der höchsten

buddhistischen Priesterschaft. Zu jeder Jahreszeit sieht man buddhistische Mönche, welche die heiligen Kröten, Fische und Wasserschlangen im See füttern.

Ein Ort des Friedens und des Gebets.

Vielleicht hatten sich die Mächte der Finsternis gerade deshalb diese Stadt für ihr verderbtes Treiben ausgesucht – um Frieden und Gebet zu stören, das Gute zu unterminieren und für das Böse breiten Raum zu schaffen.

Ich wußte noch nicht, wie wir diesen Aktivitäten einen Riegel vorschieben sollten. Mir war nur klar, daß wir alles daransetzen mußten, um so schnell wie möglich zu einem Erfolg zu kommen.

Denn sehr viel Spielraum würde uns der Dämon, mit dem wir es hier zu tun haften, bestimmt nicht lassen. In der vergangenen Nacht – der ersten, die wir in Kandy verbracht hatten – hatte uns unser Gegner bereits gezeigt, wie gefährlich er war.

Es war ihm spielend gelungen, Suko und mich zu trennen und uns von seinen Geisterhunden hetzen zu lassen.

Er bot uns eine letzte Chance, das Feld zu räumen, die Stadt kampflos ihm zu überlassen, doch wir waren geblieben. Wir waren immer noch in Kandy und setzten unsere Arbeit fort.

Damit forderten wir einen nächsten Schlag gegen uns heraus. Wir wußten das, und wir wußten auch, daß dieser nächste Schlag schon tödlich sein konnte…

Ich hatte die Anschrift der Turmans aus dem Telefonbuch. Wir fanden das Gebäude auf Anhieb. Es stand inmitten eines prachtvollen, gepflegten Gartens. Unweit von hier erhoben sich die ersten Wipfel der Urwaldbäume. Eine wohltuende Stille herrschte in dieser Gegend. Hier konnte man stundenlang im Liegestuhl auf der Terrasse vor sich hinträumen, ohne dabei von irgendeinem Geräusch gestört zu werden.

Ich zog den Zündschlüssel ab, schob ihn in die Außentasche meines leichten Sommerjacketts und stieg aus dem Wagen.

Suko kletterte auf der anderen Seite raus.

Wir begaben uns zur Eingangstür und stellten beunruhigt fest, daß sie halb offenstand.

Ich warf meinem chinesischen Partner einen besorgten Blick zu. »Was sagst du dazu?«

Der schwere Brocken rümpfte seine kleine Nase. »Gefällt mir nicht, John. Gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Mir auch nicht«, brummte ich. Ich schenkte es mir, zu läuten oder zu klopfen, sondern drückte die Tür auf und trat ein. »Hallo!« rief ich in der Diele. »Ist jemand zu Hause?«

Niemand antwortete. Wir teilten uns die Räume und stellten fest, daß es überall so aussah, als wäre das Ehepaar Turman nur mal kurz weggegangen, würde aber in den nächsten fünfzehn Minuten

wiederkommen.

Im Schlafzimmer waren die Betten noch nicht gemacht. Wenn man ins Kalkül zog, daß in allen anderen Räumen peinliche Ordnung herrschte, war das ein alarmierendes Zeichen.

Ich wollte es nicht aussprechen, aber für mich stand fest, daß das Ehepaar Turman ebensowenig wiederkommen würde wie die Ehepaare Agutter und Telyea.

Suko dachte das gleiche wie ich. Und er sprach es auch aus: »Ich fürchte, die beiden werden hier nicht mehr auftauchen, John.«

Wir suchten nach irgendwelchen Spuren, die uns über den Verbleib des Ehepaares Aufschluß geben konnten, doch unser Eifer wurde nicht belohnt.

Eine halbe Stunde später saßen wir wieder im Cadillac und waren zu den Tarkowskijs unterwegs.

Brenda Merchant hatte keine gute Nacht hinter sich. Sie sah blaß und ungesund aus. Sie verhielt sich still, hockte in einem großen Sessel und knetete ununterbrochen ein weißes Taschentuch, das ziemlich feucht war.

»Fiel in der vergangenen Nacht noch etwas vor, Mr. Tarkowskij?« erkundigte ich mich. Der Russe schüttelte den Kopf. »Waren Sie bei Andrew De Toth?«

»Ja.«

»Was halten Sie von dem Mann?«

»Scheint eine Menge Dreck am Stecken zu haben.«

»Er sieht aus wie ein Monster, was?«

»Es gibt bestimmt Leute, die sich bei seinem Anblick zu Tode erschrecken«, sagte ich. »Er haßt die Menschen.«

»Er ist selber einer«, sagte ich. »Ja, aber ich glaube, er wäre lieber ein Teufel.«

»Was für eine Meinung haben Sie von Bathseba?« erkundigte ich mich.

Der Komponist hob die Schultern. »Sie ist ein Luder. Hat keinen Charakter. Jeder, der sie will, kann sie haben.«

»Suko nannte sie eine Hexe. Darüber hat sie sich mächtig aufgeregt«, berichtete ich.

Tarkowskij lachte gepreßt. »Das kann ich mir denken. Und genauso kann ich mir vorstellen, daß sie tatsächlich was mit dem Satan hat.«

Ich sprach von dem, was uns De Toth erzählte: daß das Ehepaar Agutter und das Ehepaar Telyea spurlos verschwunden seien.

»Woher weiß er das?« fragte Tarkowskij.

»Er hat sich selbst davon überzeugt«, sagte ich. »Wir kommen soeben vom Haus der Turmans. Auch sie sind nicht mehr daheim anzutreffen.«

Der Russe warf seiner Frau einen besorgten Blick zu und fragte mich

dann mit heiserer Stimme: »Heißt das, daß auch für uns Gefahr besteht, vom Bösen geholt zu werden, Mr. Sinclair?«

Stille im Raum.

Brenda Merchant wandte den Kopf und schaute mich furchtsam an. Auch Glynn Tarkowskijs Blick hing gespannt an meinen Lippen. Ich wollte die Sache auf keinen Fall aufbauschen, durfte sie jedoch auch nicht bagatellisieren.

Ich legte deshalb jedes Wort, das ich sagte, vorher auf die Waage.

Und ich antwortete ausweichend: »Ich möchte Sie alle darum bitten, nichts ohne mein Wissen und ohne meine ausdrückliche Genehmigung zu tun. Was auch immer Sie von nun an tun wollen – fragen Sie mich zuerst, wie ich darüber denke. Das soll bei Gott keine Bevormundung, sondern lediglich eine Vorsichtsmaßnahme sein. Habe ich Ihr Wort, daß Sie sich daran halten werden?«

Juri Tarkowskij nickte ernst. Er versprach es für alle: »Gut, Mr. Sinclair. Sie können sich darauf verlassen.«

Ich atmete auf. »Okay. Dann können wir uns jetzt unbelastet ins Krankenhaus begeben und uns um Ihren Butler und um Reymond Merchant kümmern.«

Brenda Merchant erhob sich. Sie kam auf mich zu. Ihre Augen schauten durch mich hindurch. Mit tonloser Stimme sagte sie: »Wenn Sie meinem Mann helfen, werde ich Ihnen das nie vergessen, Mr. Sinclair.«

»Sie kriegen Ihren Mann unversehrt wieder, Mrs. Merchant. Das verspreche ich«, sagte ich, ohne zu ahnen, welcher Horror im Krankenhaus auf uns wartete. Noch war ich zuversichtlich.

Noch war ich voller Optimismus.

Aber unser verdammter Gegner hatte die Absicht, dafür zu sorgen, daß dies nicht so blieb. Er plante, dem Blatt eine überraschende Wendung zu geben.

Ob es ihm auch gelingen würde?

Wer konnte das zu diesem Zeitpunkt mit Sicherheit wissen?

***

Wir fanden Dr. Blackman in seinem Arbeitszimmer. Der Leiter des Krankenhauses empfing uns wie alte Bekannte, obwohl wir ihn erst einmal gesehen hatten. Er schüttelte Suko und mir herzlich die Hand, bat uns, Platz zu nehmen und Tee mit ihm zu trinken.

Ford Blackman war übergewichtig, hatte rosige Schweinchenbacken und rötliches Haar. Wie bei vielen Rothaarigen war auch sein Gesicht von dunklen Sommersprossen übersät.

Er war ein netter, legerer Typ, mit dem man sich über jedes Thema unterhalten konnte. Sein geistiger Horizont war nicht nur auf die Medizin beschränkt, sondern er verstand auch eine Menge von

Wirtschaftspolitik, Energieforschung, Chemie und Physik.

Eine grauhaarige Krankenschwester brachte den Tee.

Ford Blackman erzählte uns, daß er in Liverpool geboren und aufgewachsen sei. Nach dem Medizinstudium habe es ihn im Zuge eines britischen Ärztehilfsprogramms nach Kalkutta verschlagen, und als er eines Tages hörte, daß man in Colombo knapp an Chirurgen war, bewarb er sich kurzerhand dort um einen Posten.

Von Colombo nach Kandy war es dann nur noch ein kleiner Schritt. Man bot ihm die Leitung des hiesigen Krankenhauses an, und er sagte sofort zu.

Dr. Ford Blackman gehörte zu den Menschen, die alles hundertprozentig machen möchten. Dieser Wesenszug trug ihm in Kollegenkreisen Achtung und Anerkennung ein.

Es gab niemanden, der ihm seine Stellung neidete, denn allen war klar, daß hier der richtige Mann auf dem richtigen Posten war.

»All die Jahre, die ich nun schon von England weg bin«, sagte Fort Blackman mit einem kleinen, versonnenen Lächeln, »habe ich mir das Teetrinken nicht abgewöhnt. Es bleibt für mich ein liebgewordenes Ritual, das mich an meine Heimat erinnert.«

»Haben Sie die Absicht, jemals wieder nach England zurückzukehren?« fragte Suko den Arzt.

Blackman schüttelte den Kopf. »Der Mensch verändert sich mit jedem Tag. Er paßt sich seiner neuen Umgebung an… Ich glaube nicht, daß ich mich heute in England noch wohlfühlen könnte. Natürlich werde ich Liverpool irgendwann mal besuchen, aber ich werde nicht dort bleiben. Ich gehöre hierher. Seit vielen Jahren schon. Ich weiß, daß mir Liverpool nicht mehr gefallen wird, wenn ich es wiedersehe. Deshalb schiebe ich die Reise von Jahr zu Jahr hinaus. Weil ich mir meine Erinnerung nicht kaputtmachen will.«

Nachdem wir mit dem Arzt Tee getrunken hatten, baten wir ihn, uns zum Butler der Tarkowskijs zu begleiten.

Der Mann hieß Robin Sargent.

Weder in seinem, noch in Reymond Merchants Befinden war eine Besserung eingetreten.

Merchant war immer noch ohnmächtig. Sargent starrte nach wie vor unverwandt zur Decke und war unansprechbar.

Ford Blackman wußte, welchen heißen Spezialjob ich hatte. Ich hatte es ihm bereits in der vergangenen Nacht gesagt, und er zweifelte heute daran, daß ich Merchant und Sargent eine größere Hilfe sein könnte als er.

Wir gingen mit dem Arzt einen langen Gang entlang. Ich hatte meinen Spezialkoffer bei mir. Ford Blackman warf immer wieder einen neugierigen Blick darauf, verkniff sich aber die Frage, was sich darin befand. Wahrscheinlich wollte er nicht als neugierig gelten.

Vor einer Tür, die die Nummer 264 trug, blieb der Arzt stehen. »Hier liegt Robin Sargent«, sagte er. »Wir haben ihn in einem Einzelzimmer untergebracht, weil er ein außergewöhnlicher Fall ist. Auch Reymond Merchant liegt in einem Einzelzimmer. Ich nehme an, Sie wollen ihn anschließend auch sehen.«

Ich ging darauf nicht ein, sondern bat den Doktor, die Tür zu öffnen.

Robin Sargent lag wie eine Leiche im Bett. Er war schrecklich bleich, und nur seine Augen verrieten, daß er lebte.

Der Butler wurde künstlich ernährt. Ich warf einen Blick auf die Tafel mit der Fieberkurve und stellte fest, daß der Mann seit Tagen Untertemperatur hatte. Ford Blackman berichtete, mit welchen Behandlungen man schon versucht hatte, dem Patienten zu helfen.

Doch bisher hatte nichts gefruchtet.

Ich beugte mich über den Butler. Er hatte eisengraues Haar, einen schmalen Kopf, ein schlankes Gesicht mit dunklen Augen und einer langen, geraden Nase. Seine Lippen waren fein geformt und hätten besser zu einer Frau gepaßt.

Ich war so weit über ihn gebeugt, daß seine offenen Augen mich ansehen mußten. Sein Blick war leer. Er nahm mich nicht wahr. Er nahm überhaupt nichts von seiner Umgebung wahr.

Sein Denkvermögen war in dem Augenblick ausgeschaltet worden, als er mit jener silbrig glänzenden Dämonenspur in Berührung gekommen war.

Kein Wunder, daß an diesem Mann die neuesten medizinischen Erkenntnisse versagten. Der Geist des Butlers war von schwarzmagischen Kräften gelähmt worden. Nur die Kraft der Weißen Magie konnte Robin Sargent wieder befreien.

Ich legte dem Mann meine Hand auf die kalte Stirn. Dabei sprach ich eine kurze Beschwörungsformel. Daraufhin stieg mir ein beißender Geruch in die Nase, der durch die Poren des Butlers austrat.

Das Böse steckte in Robin Sargent. Es hatte seine Anwesenheit soeben durch das Verströmen dieses ekelhaften Geruchs verraten.

»Glauben Sie wirklich, daß Sie diesem Mann helfen können, Mr. Sinclair?« fragte Ford Blackman zweifelnd.

»Ich werde diesen Mann den Mächten des Bösen entreißen«, sagte ich überzeugt.

»Und wie wollen Sie dieses Kunststück fertigbringen?«

»Sie werden es sehen.«

Ford Blackmans Augen weiteten sich erfreut: »Heißt das, ich darf dabei zusehen, Mr. Sinclair? Ehrlich gesagt, ich wollte Sie bitten, dabeisein zu dürfen, wenn Sie…«

Ich nickte ernst. »Sie werden dabeisein, Doc.«

»Oh, vielen Dank.«

Ich richtete mich auf. Es war genug Platz für ein zweites Bett im

Raum. Da Reymond Merchant an derselben »Krankheit« wie Robin Sargent litt, bat ich Ford Blackman, ihn in dieses Zimmer zu legen.

Der Leiter des Krankenhauses eilte aus dem Raum. Suko suchte meinen Blick. »Steht es schlimm um den Butler, John?«

»Ich krieg' ihn wieder auf die Beine.«

»Auf welche Weise?«

»Ich werde in diesem Raum einige magische Rauchstäbe abbrennen. Mal sehen, was dann passiert. Ich vermute, daß sich der Keim des Bösen nicht in den Körpern halten kann. Er wird gezwungen sein, herauszukommen.«

»Dann sind Merchant und Sargent frei?«

»Wenn es keine Panne gibt – ja.«

Die Tür wurde aufgestoßen. Zwei muskulöse Krankenpfleger rollten das Bett herein, in dem Reymond Merchant lag. Seine Gesichtsfarbe glich der von Robin Sargent. Er hatte die Augen jedoch geschlossen und sah deshalb einer Leiche noch ähnlicher als der Butler.

Ford Blackman trat ein.

Die Helfer stellten das Bett so hin, wie ich es haben wollte.

Danach nickte Blackman ungeduldig und sagte zu seinen Leuten: »Es ist gut. Vielen Dank. Sie haben das ausgezeichnet gemacht. Ich brauche Sie jetzt nicht mehr.«

Die Männer – dunkelhäutige Ceylonesen – verließen wortlos den Raum. Ich öffnete meinen Einsatzkoffer. Ford Blackman hielt sich im Hintergrund, um nicht zu stören.

Ich bat Suko, die Jalousie herunterzulassen und die Vorhänge zuzuziehen. Dann machte ich Licht.

»Wie zwei leblose Hüllen sehen sie aus«, murmelte Ford Blackman. »Diese bedauernswerten Männer.«

»Sie brauchen sie nicht zu bedauern, Doc«, sagte ich. »Merchant und Sargent haben keine Ahnung, wie es um sie steht.«

Flink traf ich meine Vorbereitungen. Ich brachte rings um die Betten sieben Rauchstäbe an. Danach reichte ich Suko eine süßlich riechende Salbe. Er wußte, was zu tun war, tauchte seinen Finger in den Tiegel und massierte die Salbe um Mund und Nase ein, damit die Atemwege freiblieben, sobald der graue Qualm den Raum ausfüllte.

Auch Dr. Blackman hielt ich den Tiegel hin. Wortlos machte er meinem chinesischen Partner nach, was dieser getan hatte. Zuletzt schützte ich mich mit der magischen Salbe vor dem Rauch der Stäbe.

Nachdem ich sie angezündet hatte, löschte ich das Licht.

Sieben Glutpunkte leuchteten in der Dunkelheit. Der Qualm der Stäbe senkte sich schwer auf den Boden. Er kroch über die Kunststofffliesen und umhüllte unsere Beine.

Träge stieg er hoch. Wir sprachen kein Wort. Mit angespannten Nerven harrten wir der Dinge, die nun kommen würden. Niemand

konnte vorhersagen, wie diese Kraftprobe ausgehen würde, denn wir hatten keine Ahnung, wie stark das Böse war, das sich in den Körpern dieser beiden Männer befand.

Der graue Rauch kroch nicht nur an unseren Beinen, sondern auch an den Krankenbetten hoch.

Bald waren Reymond Merchant und Robin Sargent von den dicken Schwaden eingehüllt. Eine erste Reaktion zeigte sich. Die Patienten wurden unruhig. Sie drehten den Kopf hin und her, atmeten heftig, und mit jedem Atemzug pumpten sie den magischen Rauch in ihre Lungen, der von dort gemeinsam mit dem Sauerstoff an das Blut abgegeben wurde.

Das Blut schwemmte die weißmagische Kraft durch den gesamten Körper der Männer.

Es kam zu einer ersten Konfrontation der beiden gegensätzlichen Kräfte. Die Patienten stöhnten. In ihrem Inneren kam es zum Kampf. Ihre Leiber strafften sich.

Die Muskeln spannten sich. Merchant schnellte im Bett hoch und riß verwirrt die Augen auf. Ford Blackman verfolgte dieses Schauspiel sprachlos.

Robin Sargent keuchte, als würde er sich in diesen Sekunden furchtbar anstrengen. Die Schwaden der Rauchstäbe erreichten in diesem Moment die Decke. Der gesamte Raum war in diesem Augenblick vom magischen Rauch ausgefüllt. Unvorstellbare Kräfte wirkten nunmehr auf das Böse in Merchant und Sargent ein.

Die Männer murmelten wie im Fieber. Sie atmeten schwer. Ihre Körper wurden von heftigen Krämpfen geschüttelt. Das Böse wollte sich von ihnen nicht trennen. Es wollte seine Opfer nicht freigeben.

Ich unterstützte die Kraft des weißmagischen Rauchs mit Beschwörungsformeln.

Der Qualm der Rauchstäbe schob sich buchstäblich unter den Keim aus dem Dämonenreich. Er hob ihn aus den Leibern der beiden Patienten. Wir sahen die Gestalt des Bösen eine handbreit über den erlösten Männern schweben.

Schlagartig waren Reymond Merchant und Robin Sargent ruhig geworden. Der magische Rauch schläferte sie ein. Auch uns hätte er eingeschläfert, wenn wir nicht vorgesorgt hätten.

Nach diesem Schlaf würden Merchant und Sargent gestärkt und wohlbehalten erwachen.

Die Gestalt des Bösen warf sich in der Luft herum. Sie wollte wieder in die Körper der Patienten eindringen, doch das verwehrte ihnen die weißmagische Kraft.

Daraufhin vereinigten sich die beiden schwebenden Erscheinungen. Sie verschmolzen ineinander, um doppelte Kraft zu erlangen. Mit einem zornigen Wutgeheul sprang das körperlose Ungeheuer auf den

Boden.
Ich sah mich zum zweitenmal jenem scheußlichen siebenarmigen Kretin gegenüber. Er war mir schon mal erschienen. Im Haus der Merchants. Als ich die glitzernde Dämonenspur mit meinem Kruzifix gereizt hatte.
Da war er wieder.
Abstoßender als beim erstenmal. Er senkte drohend das Horn, das er auf dem widerlichen Kopf mit den glühenden Fischaugen trug. Ich sah wieder das große, runde Loch in der Brust des Ungeheuers, das in diesem Moment wutentbrannt an uns vorbeistürmte, die Tür aufriß und auf den Gang hinausraste, weil ihm ein Aufenthalt in diesem Raum nicht mehr möglich war.
Bevor ich der grausigen Bestie folgte, rief ich Suko zu, er möge die Fensterflügel aufreißen, damit der Qualm abziehen konnte. So würden Reymond Merchant und Robin Sargent schneller aus ihrem stärkenden Schlaf erwachen.
Ford Blackman lehnte mit fahlem Gesicht an der Wand.
Was er mit eigenen Augen gesehen hatte, schien ihm so unfaßbar, daß er darüber immer nur betroffen den Kopf schütteln konnte.

***

Ich wollte das Biest nicht entkommen lassen. Ich hatte die Absicht, es zu fangen und zu zwingen, mir auf all die Fragen, die mir langsam Löcher in die Zunge brannten, zu antworten.
Wie ein Wirbelwind jagte die grausige Erscheinung die Treppe hinunter. Ich war ihr dicht auf den Fersen. Sicherheitshalber hatte ich meine Beretta aus der Schulterhalfter geholt, denn wenn es mir gelang, das Scheusal in die Enge zu treiben, konnte es dazu kommen, daß ich von ihm angegriffen wurde.
Die graue Dämonenseele erreichte das Erdgeschoß. Sie hetzte weiter.
In den Keller.
Ich hörte einen dumpfen Knall. Eine schwere Tür war zugeworfen worden. Die einzige schwere Tür, die ich entdecken konnte, als ich im Keller anlangte, war die Tür der Totenkammer.
Natürlich! Dort drinnen fühlte sich die magische Bestie am wohlsten. Umgeben von nackten, mit weißen Laken zugedeckten Leichen.
Doch ich ließ mich von dieser gruseligen Kulisse nicht abschrecken. Ich bin den Anblick toter Menschen gewöhnt. Zu viele Tote hatte mir mein Job bereits beschert, als daß mich ihre Gegenwart noch aus der Fassung hätte bringen können.
Ich packte deshalb entschlossen den Türgriff und betrat die Totenkammer.
Der siebenarmige Teufel stand am Ende des rechteckigen Raums und lachte höhnisch.

»Du hättest mir nicht hierher folgen sollen, Sinclair!« schrie er vergnügt.

»Weshalb nicht?« fragte ich gereizt.

»Weil du mir in die Falle gegangen bist! Weil ich dich in diesem Raum töten werde!«

»Nimm bloß dein verdammtes Maul nicht so voll!« herrschte ich die körperlose Gestalt an.

»Du bist mein Gefangener!« kicherte die Bestie. »Überzeug dich davon! Versuch die Tür zu öffnen!«

Ich wandte mich um und legte meine Hand auf den Griff. Es war, als würde ich Trockeneis anfassen. Die Tür ließ sich nicht mehr aufmachen. Der verdammte Kerl hatte sie magisch verriegelt.

Doch damit konnte er mir nicht imponieren.

Ich war nicht hilflos. Ich rechnete mir die besten Chancen gegen ihn aus. »Okay«, sagte ich gedehnt. »Ich kann hier vorläufig nicht raus. Ich will auch gar nicht hinaus, denn ich habe mit dir noch ein Hühnchen zu rupfen!«

»Du armer Irrer, hast du noch nicht begriffen, daß du erledigt bist? Du wirst in dieser Leichenkammer sterben, Sinclair!«

»Ich bin bewaffnet«, erwiderte ich furchtlos. »Ehe du mich mit einer von deinen sieben Händen berühren kannst, bist du abgeknallt.«

»Wie hat es ein Idiot wie du nur so lange geschafft, über die Runden zu kommen, Sinclair? Mit dieser Spielzeugpistole erreichst du gar nichts.«

»Abwarten. Diese Waffe ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Damit kann ich rangniedere Dämonen mühelos zur Strecke bringen. Und selbst mächtigeren Dämonen setzt das geweihte Silber ziemlich arg zu. Ich kann es dir sofort beweisen.«

Blitzschnell richtete ich die Beretta auf die Erscheinung. Ich zielte auf einen ihrer sieben Arme.

»Paß auf, Dummkopf!« schrie daraufhin der Unhold, und bevor ich den Stecher durchziehen konnte, zerplatzte der Dämonengeist.

Man kann sagen, er explodierte. Es zerriß ihn förmlich, als hätte er Dynamit geschluckt.

Die einzelnen Teile der Erscheinung schwirrten durch die Leichenkammer, und einen Augenblick später passierte etwas, das mir das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Die Toten erhoben sich!

***

Nachdem die grauen Schwaden abgezogen waren, sammelte Suko die abgebrannten Rauchstäbe ein und warf sie in den Mülleimer. Ford Blackman konnte immer noch nicht so richtig glauben, was er gesehen hatte.

Bevor Suko John Sinclairs Einsatzkoffer schloß, warf der Arzt noch einen schnellen Blick hinein. »Donnerwetter, Sinclair ist hervorragend ausgerüstet«, sagte er beeindruckt.

»Ohne diese Waffen käme der Geisterjäger sehr schnell unter die Räder«, sagte Suko. »Sie sind Chirurg. Sie operieren auch nicht mit bloßen Händen. Jede Berufssparte braucht ihr spezielles Werkzeug.«

Ford Blackman nickte. »Ich hatte bisher keine Ahnung, daß es wirklich Geisterjäger gibt.«

Suko blickte den Arzt verwundert an. »Wollen Sie im Ernst behaupten, Sie hätten noch nie von solchen Leuten gehört?«

»Doch. Gehört habe ich schon von ihnen. Aber ich hielt sie für Erfindungen von irgendeinem Journalisten. Da gibt es doch diesen Parapsychologen…«

»Professor Zamorra.«

»Ja, genau. Den meine ich. Und dann macht auch noch ein englischer Privatdetektiv hin und wieder von sich reden…«

»Tony Ballard.«

»Ich glaube, so heißt der Mann. Es gibt sie also wirklich? Kennt Sinclair sie?«

»Selbstverständlich. Sie alle sind pausenlos in allen fünf Erdteilen gegen Geister und Dämonen im Einsatz.«

»Ist denn kein Ende ihres Kampfes abzusehen?«

»Leider nein«, erwiderte Suko. »Es ist wie in der Fabel. Man schlägt der Schlange einen Kopf ab, und im Handumdrehen wachsen zwei neue Köpfe nach. Deshalb wird dieser Kampf niemals enden. Kommen Sie, Doc. Wir sollten uns jetzt um Merchant und Sargent kümmern, damit John Sinclair mit ihnen reden kann, wenn er zurückkehrt.«

***

Die Leichen ächzten schaurig.

Sie griffen mit steifen Fingern nach den weißen Laken, mit denen sie zugedeckt waren, und rissen sie zur Seite. Ich sah schrecklich entstellte Gesichter.

Die Toten drehten sich mit puppenhaften Bewegungen zur Seite. Sie stellten ihre Beine auf den Boden, standen. Ihre schweren Augenlider öffneten sich. Ihre Pupillen waren tiefe, dunkle Schächte, durch die man ins Jenseits blicken konnte.

Ich saß tatsächlich in der Falle.

Der Dämonengeist, dem ich hierher gefolgt war, hatte sich einen gemeinen Trick einfallen lassen.

Ihn allein hätte ich mit meinen geweihten Silberkugeln vielleicht zur Strecke bringen können. Deshalb hatte er sich blitzschnell geteilt. Und nun hatte ich es nicht mehr nur mit einem Gegner, sondern mit mehr als zehn zu tun.

Zwölf waren es, wenn ich mich nicht verzählt hatte.

Junge, alte, große, weniger große Leichen. Männer und Frauen. Sie hatten alle diesen starren, durchdringenden Blick.

Und sie waren alle von dem Wunsch beseelt, mich umzubringen.

Mit hölzernen Bewegungen kamen sie auf mich zu. Von allen Seiten. Ich wußte nicht, wohin ich mich zurückziehen sollte.

Sie näherten sich mir mit unbeweglichen Gesichtern. Ihre Triebfeder war das Böse, das in sie gefahren war.

Sie verursachten bei jedem Schritt mit ihren nackten Füßen ein patschendes Geräusch.

Der Kreis, den sie um mich zogen, engte sich langsam ein. Ich kam mir lächerlich vor mit meiner Beretta. Was konnte ich damit jetzt noch ausrichten.

Vielleicht konnte ich einen oder zwei Untote ausschalten.

Aber alle zwölf?

So viele Kugeln befanden sich nicht einmal in meinem Magazin, und Zeit zum Nachladen würde mir bestimmt nicht bleiben.

Mir war klar, daß ich gegen diese gefährlichen Angreifer nur dann eine Chance hatte, wenn mein Rücken gedeckt war.

Ich brauchte unbedingt einen freien Rücken. Das hieß, daß ich aus diesem Todeskreis unverzüglich ausbrechen mußte.

Noch bevor mich eine dieser kalten Totenhände ergreifen konnte! Ich spannte meine Muskeln an.

Der Tote, der mir am nächsten war, hatte eine große Operationswunde.

Dieser lebende Leichnam hob nun langsam seine Hände. Seine Finger zuckten krampfartig. Er kam meiner Kehle immer näher.

Ich drehte mich auf den Absätzen um. Auch hinter mir hoben jetzt die lebenden Toten ihre Hände. Alle hatten es auf meinen Hals abgesehen.

Ich tauchte unter einigen Armen weg und warf mich gegen die nackte Körperwand. Hände fielen mir auf die Schulter. Finger glitten über meinen Rücken. Sie versuchten, sich in mein Jackett zu krallen.

Ich stieß so kräftig wie möglich nach. Eine der Leichen wich dadurch zur Seite. Der Ring tat sich kurz auf, doch schon trat eine Frau an die Stelle des von mir zur Seite beförderten Toten.

Mein linker Arm wurde von kalten Fingern umklammert.

Ich riß mich atemlos los, warf mich zum drittenmal vehement gegen die Wand der Untoten und schaffte den Durchbruch.

Mein Schwung, mit dem ich die Mauer der lebenden Leichen durchriß, war so groß, daß ich hart gegen die Fliesenwand der Leichenkammer knallte.

Benommen wirbelte ich herum.

Alle Toten wandten mir ihre unbeweglichen Gesichter zu. Die breite

Front rückte näher. Es widerstrebte mir, auf die wandelnden Leichen zu schießen, aber ich mußte es tun.

Ich mußte sie dezimieren. Je mehr ich ausschaltete, um so größer war meine Chance, zu überleben.

Eine Frau mittleren Alters machte zwei schnelle Schritte auf mich zu. Ihr dunkelbraunes Haar war zerzaust. Es klebte an ihren Wangen. Ihr Gesicht war auf eine furchtbare Weise entstellt.

Sie war bei Gott kein schöner Anblick.

Mit einem tierhaften Fauchlaut griff sie mich an.

In allen diesen Toten steckte ein Teil der zerplatzten Dämonenseele. Der Unhold, der diese unschuldigen Leichen zu mordlüsternen Zombies gemacht hatte, wollte mir nichts schenken.

Er hatte mir angedroht, mich umzubringen, und er versuchte in diesem Augenblick, seine Drohung wahrzumachen.

Die Frau kippte nach vorn. Ihre nackten bleichen Arme waren mir weit entgegengestreckt. Bevor mich ihre kalten Hände ergreifen konnten, zuckte meine Beretta hoch.

Der Schuß krachte laut.

Der Knall pendelte zwischen den Fliesenwänden der Totenkammer hin und her. Ich sah, wie meine geweihte Silberkugel der Frau in den Kopf drang. Das Einschußloch war nur einen Augenblick vorhanden.

Es schloß sich innerhalb einer Sekunde wieder. Dennoch brauchte ich mich nicht weiter um die Frauenleiche zu kümmern. Die Silberkugel hatte die Antriebskraft des Bösen zerstört.

Die Frau stoppte erstarrt. Sie schloß die Augen. Sie knickte ein. Nichts hielt sie mehr aufrecht. Sie brach zusammen.

Elf Gegner nur noch!

Immer noch viel zuviel.

Ich hatte gehofft, daß der Fall dieser Frauenleiche die anderen Zombies stutzig machen würde. Aber die Toten reagierten nicht im mindesten darauf. Als die Frau zusammenbrach, stiegen die andern über sie hinweg und kamen mir bedrohlich nahe.

Ich feuerte abermals.

Zehn lebende Leichen.

Der nächste Schuß riß ein weiteres Loch in die Totenfront. Neun Gegner. Aber dann ließen sie mich keine weitere Kugel mehr abfeuern. Eine Vielzahl von Händen erfaßte mich.

Wie Schlingpflanzen wollten sie sich um mich winden. Ich schlug viele von ihnen zur Seite, nach unten oder nach oben. Doch meine Bewegungsfreiheit wurde von diesen wandelnden Leichen mehr und mehr eingeengt.

Ihre nackten Leiber preßten sich gegen mich, als wollten sie mich erdrücken. Meine Arme wurden festgehalten. Totenfinger krabbelten mich ab. Die Beretta wurde mir entrissen und auf den Boden

geworfen.

Ich stemmte mich keuchend von der Wand ab. Ich trat nach den gefährlichen Leichen, deren Hände jetzt mordgierig meine Kehle suchten. Es sah nicht so aus, als könnte ich diese Zombies daran hindern, mich zu erwürgen.

Ich dachte an mein Silberkreuz. Es war ein Fehler gewesen, den magischen Riegel an der Tür nicht zu sprengen. Ich hatte geglaubt, dazu wäre später noch Zeit.

Später – nachdem ich mit jenem siebenarmigen Teufel abgerechnet hatte, dem ich in diese Totenkammer gefolgt war.

Doch später war – wie sich nun herausstellte – zu spät!

***

Dr. Ford Blackman spritzte Reymond Merchant und Robin Sargent ein herz- und kreislaufstärkendes Mittel, das mit einer leicht aufputschenden Droge versetzt war.

Auf diese Weise gelang es dem Arzt, die Patienten zu wecken. Zuerst schlug Robin Sargent die Augen auf. Er schaute sich verwundert um, sah den Doktor und das Pfannkuchengesicht von Suko.

»Wo bin ich?« fragte er verwirrt.

»Im Krankenhaus«, antwortete Suko.

»Wie fühlen Sie sich, Mr. Sargent?« wollte Ford Blackman wissen.

Der Butler zuckte die Achseln. »Warum fragen Sie? Ich fühle mich wie immer.«

»Sie können sich an nichts erinnern?«

»Ich habe keine Ahnung, wie ich hierherkam.«

»Sie haben sich etwa eine Woche lang in einem komaähnlichen Zustand befunden«, erklärte der Arzt.

Plötzlich begann es bei Robin Sargent zu dämmern. »George!« stieß er heiser hervor. Er erinnerte sich an jene Nacht, in der der Sohn des Ehepaars Tarkowskij geraubt worden war. Mit schmalen Augen berichtete er: »Mr. Tarkowskij hat mich gebeten, nach dem Jungen zu sehen. Ich habe es getan. Georges Bett war leer, soviel ich weiß. Ich entdeckte auf dem Boden etwas silbrig Glänzendes. Ich faßte es an… Von diesem Moment an setzt mein Erinnerungsvermögen aus.« Der Butler blickte Ford Blackman erstaunt an. »Das liegt bereits eine Woche zurück?«

Der Arzt nickte.

Robin Sargent schüttelte ungläubig den Kopf.

Suko begann mit seiner umfangreichen Aufklärungsarbeit. Er sagte dem Butler, wer er war und daß er mit dem englischen Geisterjäger John Sinclair nach Kandy gekommen sei, um die geheimnisvollen Fälle von Kindesentführung aufzuklären.

Suko weihte Robin Sargent des weiteren darüber ein, daß in dieser

Stadt dämonische Kräfte am Werk waren. Der Chinese brachte dem Mann so schonend wie möglich bei, daß er bis vor wenigen Augenblicken vom Bösen besessen war.

Der Butler erfuhr alles das, was Suko inzwischen in Erfahrung gebracht hatte. Die Augen des Mannes wurden immer größer. Es fiel ihm nicht leicht, all das, für bare Münze zu nehmen. Aber der Chinese sah nicht so aus, als würde er gern Märchen erzählen…

Reymond Merchant kam langsam zu sich.

Seine erste Frage galt seinem Jungen.

Suko informierte auch ihn so gründlich wie möglich, und er bat ihn, Vertrauen zu John Sinclair zu haben. Wenn einer den kleinen Abel zurückholen konnte, dann war das nur dieser Oberinspektor von Scotland Yard.

Ford Blackman veranlaßte, daß man den Patienten etwas zum Anziehen brachte. Er hatte sowohl Merchant als auch Sargent untersucht und befunden, daß diese Männer keine Stunde länger im Krankenhaus zu bleiben brauchten.

Vom medizinischen Standpunkt waren sie vollkommen wiederhergestellt.

Robin Sargent bekam seine eigenen Kleider zurück. Da Reymond Merchant im Pyjama eingeliefert worden war, erhielt er den gereinigten Anzug eines verstorbenen Patienten.

Sie hatten so viel mit Merchant und Sargent zu tun, daß Suko nicht merkte, wie die Zeit verging.

Doch plötzlich stutzte er. Er warf einen beunruhigten Blick auf seine Armbanduhr.

»Was haben Sie?« fragte Ford Blackman.

»John ist schon verdammt lange weg.«

»Tatsächlich«, stieß der Arzt überrascht hervor.

»Das gefällt mir nicht!« murmelte Suko.

»Es… es wird ihm doch nichts zugestoßen sein…«

»Ich werde ihn suchen«, entschied Suko.

»Warten Sie, ich komme mit Ihnen!« rief Ford Blackman. Er bat Merchant und Sargent, das Krankenzimmer vorläufig noch nicht zu verlassen, da John Sinclair bestimmt noch mit ihnen reden wollte. Dann klappte er die Tür zu und lief dem davonstürmenden Chinesen nach.

***

Die erste eiskalte Totenhand fuhr mir an die Gurgel. Ich wollte mich zur Seite werfen, doch unzählige Hände hielten mich wie Schraubstockbacken fest. Die nackten Leichenleiber drohten mir den Brustkorb einzudrücken.

Ich japste.

Ich bekam kaum noch Luft. Mit grausamer Härte drückte die Hand. Die steifen Finger gruben sich tief in meinen Hals. Ein heftiger Schmerz flammte in meiner Kehle auf.

Mir wurde mit erschreckender Deutlichkeit bewußt, daß ich verloren war, wenn es mir nicht gelang, mich von dieser tödlichen Umklammerung zu befreien.

Aber wie sollte ich das Unmögliche schaffen?

Mir waren die Hände gebunden. Ich konnte die Beine kaum bewegen. Wie ein schwerer Alpdruck lasteten die Totenleiber auf mir und versuchten mich an der Wand zu zerquetschen, und diese Leichenhand wollte mir das Leben brutal aus der Kehle drücken.

Die zunehmende Atemnot rief in mir eine teuflische Panik hervor.

Ich bin eben auch nur ein Mensch. Deshalb reagierte ich auf den drohenden Tod genauso wie jedermann in dieser furchtbaren Situation reagiert hätte.

In diesem kritischen Augenblick nahm jener siebenarmige Satan telepathischen Kontakt mit mir auf. Ich hörte ihn in meinem Geist hohntriefend lachen. »Siehst du, Sinclair, ich hab's dir gesagt! Dein Ende ist nahe! Fühlst du es? Jetzt geht es ans Sterben, Geisterjäger! Ich mache dich fertig! Diese Leichen sind meine willenlosen Werkzeuge. Sie werden dich töten, weil ich es ihnen befohlen habe. Erwarte keine Gnade von ihnen. Sie besitzen keine Seele mehr. Sie sind nicht mehr in der Lage, irgend etwas zu empfinden. Sie tun nur noch das, was ihnen aufgetragen wird. Und ihr Auftrag lautet: Tötet Sinclair!«

Bunte Kreise tanzten vor meinen Augen.

Ich hatte ein dumpfes Brausen in den Ohren. Mein Gesicht war schmerzverzerrt. Die Lungen brannten wie Feuer. Ich rang verbissen um mein Leben.

Es sah ganz danach aus, als würde es diesen willenlosen Mördern gelingen, mich zu vernichten.

Ab und zu tanzten bereits schwarze Flocken vor meinen Augen. Das war die Ohnmacht, die sich auf diese Weise ankündigte.

Halten Sie einmal die Luft an. So lange Sie können. Und versuchen Sie, wenn Ihr Körper nach Sauerstoff giert, wenn Ihre Lungen nach Luft schrien, weiterhin nicht zu atmen. Es wird nicht klappen. Aber Sie werden dann wissen, wie schrecklich das Gefühl ist, atmen zu müssen, jedoch nicht atmen zu können.

Es ist die Hölle!

Es gelang mir, mich kurz loszureißen. Ehe die Zombies meinen rechten Arm wieder packen konnten, ließ ich ihn von unten nach oben sausen. Auf diese Weise befreite ich mich von dem mörderischen Würgegriff.

Luft!

Ich bekam wieder Luft. Gierig pumpte ich sie in meine leeren Lungen. Gleichzeitig schlug ich in die leblosen Totengesichter, Dadurch gewann ich ein bißchen mehr Spielraum.

Sobald ich auch meinen linken Arm wieder zur Verfügung hatte, teilte ich nach allen Seiten Karatehiebe aus. Gleichzeitig stemmte ich mich von der Fliesenwand ab.

Wie vom Katapult geschleudert flog ich vorwärts.

Ich riß eine Schneise in die Leichenwand, aber ich kam nicht weit. Ich stolperte über ein gestrecktes Bein, ruderte mit den Händen erschrocken durch die Luft, um das Gleichgewicht wiederzuerlangen…

Aber da traf mich ein harter Schlag im Kreuz und warf mich kraftvoll auf den Boden. Der Aufprall war schmerzhaft. Ich stöhnte auf, rollte herum und blickte in die fahlen Gesichter der Leichen, die sich in diesem Moment anschickten, mir den Rest zu geben…

***

Suko rannte so schnell, wie man es diesem schwergewichtigen Chinesen niemals zugetraut hätte. Er spürte, daß John in Gefahr war, und das beflügelte seine Beine.

Ford Blackman konnte bei diesem Tempo nicht mithalten. Er fiel mehr und mehr zurück.

Unten in der Aula waren aufgeregte Stimmen zu hören. Suko erreichte das Erdgeschoß. Mehrere Ärzte, Krankenschwestern und Helfer standen beisammen. Ihre Gesichter drückten Ratlosigkeit aus. Sie waren verstört.

Suko legte einem der Männer seine schwere Pranke auf die Schulter und riß ihn herum. »Was ist passiert?« fragte der Chinese hastig.

»Verdammt, was fällt Ihnen ein…!« begehrte der Mann im Arztkittel auf.

»So reden Sie doch!« schrie Suko den Doktor an.

Ford Blackman keuchte die letzten Stufen herunter. Er bekam die Antwort auf Sukos Frage: »Schüsse in der Leichenkammer!«

»Wo ist das?« fragte Suko hastig.

»Ich zeig's Ihnen!« gab Blackman heiser zurück.

Sie begaben sich in den Keller. Das Krankenhauspersonal wollte nachdrängen, doch Ford Blackman verbot das seinen Leuten.

Wenige Augenblicke später erreichten Blackman und Suko die Totenkammertür. In Kopfhöhe befand sich ein kleines Fenster, durch das man in den dahinterliegenden Raum blicken konnte.

Was Suko sah, schnürte ihm die Kehle zu.

Er erblickte neun lebende Leichen, die John Sinclair gegen die helle Fliesenwand preßten und zu töten versuchten. Johns Gesicht war schmerzverzerrt. Suko krampfte es unwillkürlich das Herz zusammen.

Sein Freund war in größter Gefahr. John brauchte dringend Hilfe.

Ford Blackman, der ebenfalls einen Blick durch das Fenster warf, fuhr sich ungläubig, über die Augen.

»Lebende Leichen! Ich glaube, ich habe soeben den Verstand verloren, Mr. Suko.«

»O nein, Doc, das haben Sie nicht!« keuchte der Chinese. »Der Geist des Bösen, den wir aus Merchant und Sargent fahren gesehen haben, hat diese Leichen belebt und zu gefährlichen Killern umfunktioniert!«

John Sinclair kam in diesem Augenblick frei.

Er durchbrach die Totenlinie, doch einer der Zombies stellte dem Geisterjäger ein Bein. John Sinclair torkelte.

Er ruderte mit den Armen durch die Luft, um nicht zu stürzen.

Aber da schlug ihm ein anderer Toter die Faust ins Kreuz und brachte John dadurch zu Fall.

Suko packte mit seinen schaufelblattgroßen Tatzen den Türgriff. Er wollte seinem Freund zu Hilfe eilen. Doch die Tür ließ sich nicht öffnen. Die außergewöhnliche Kälte des Griffs ließ nur einen einzigen Schluß zu: der Dämon hatte die Tür magisch verriegelt.

Der Chinese war nicht in der Lage, die magische Kraft zu brechen. Er rüttelte wütend an der Tür.

»Wieso läßt sie sich nicht öffnen?« fragte Ford Blackman. »Sie ist doch nicht abgeschlossen.«

»Doch, das ist sie. Und zwar vom Teufel!« zischte Suko. Er wandte sich Blackman zu. Mit beiden Händen griff er nach den Schultern des Arztes. »Hören Sie, Doc, ich muß um jeden Preis in die Totenkammer. Gibt es noch eine andere Möglichkeit…?«

»Man kann die Kammer nur durch diese Tür betreten.«

»Wie steht's mit Fenstern?«

»Es gibt keine.«

»Verdammt, John Sinclair kann sich gegen diese Übermacht nicht mehr lange halten! Die lebenden Leichen werden ihn umbringen, wenn ich ihm nicht beistehe…«

»Es gibt einen Lüftungsschacht…«

»Wo ist der?« fragte Suko wie aus der Pistole geschossen.

Blackman eilte voraus. Er keuchte eine Treppe hinauf, öffnete eine Tür, die ins Freie führte, und zeigte Suko gleich darauf den vergitterten Schacht. Der Chinese krallte seine Finger in das Gitter. Er riß es hoch und schleuderte es hinter sich in den Rasen.

Die Öffnung war nicht sonderlich groß.

Suko mußte sich in den Schacht hineinzwängen. Auf halbem Weg drohte er steckenzubleiben. Mit schlängelnden Bewegungen arbeitete er sich nach unten. Es war keine Zeit zu verlieren. John war in arger Bedrängnis. Ohne Hilfe war er verloren.

Sukos Beine pendelten bereits in der Leichenkammer.

Er ließ sich fallen, federte ab, sah die Zombies, die sich auf den auf

dem Boden liegenden Geisterjäger gestürzt hatten, erblickte John Sinclairs Beretta, holte sie und schoß drei Leichen aus dem Killerkreis.

Mit diesem wagemutigen Einsatz in letzter Minute rettete er dem Freund das Leben…

Ich hörte die drei Schüsse. Es war für mich wie ein Wunder, auf das ich nicht zu hoffen gewagt hatte. Drei Leichen brachen leblos zusammen. Ich arbeitete mich schweratmend aus dem Kreis der verbleibenden sechs Toten heraus und sprang auf die Beine.

Suko stand mit eisigen Zügen mitten in der Totenkammer. Breitbeinig. Kraftstrotzend. Mit meiner Beretta in der Faust.

Über mein Gesicht rann der Schweiß in breiten Bächen. Der Kampf gegen die Untoten hatte mich ausgelaugt. Ich schwankte leicht, hätte dringend eine Verschnaufpause gebraucht, doch die gönnten mir meine erbitterten Gegner nicht.

Nach wie vor wollten sie mich töten. Und sie würden es immer wieder versuchen…

Suko schoß weiter. Dann war die Beretta leer.

Vier Zombies blieben übrig. Drei von ihnen kaufte sich Suko, der noch bei Kräften war. Er packte sie und schleuderte sie gegen die Wand, während ich mich meines Silberkreuzes besann und es blitzschnell hervorholte.

Der Tote, der mich in die Enge treiben wollte, erstarrte. Wie vom Blitz gestreift stand er da. Sein Gesicht verzerrte sich. Er stöhnte und röchelte schaurig.

Er hob die Hände vor das Gesicht, weil ihn mein hochgehaltenes Kruzifix anstrahlte, und weil ihn dieses geheimnisvolle Licht schwer peinigte. Er machte mehrere unsichere Schritte zurück.

Ich folgte ihm.

Ich hoffte, den siebenarmigen Dämon doch noch festnageln zu können. Mein Herz trommelte ungestüm gegen die Rippen. Mein Atem ging schnell. In meiner Kehle glühte noch der Schmerz nach. Dennoch war ich froh, diese mörderische Konfrontation mit den Zombies relativ heil überstanden zu haben.

Von meinem geweihten Silberkreuz strömten neue Kräfte in meine Glieder. Sie füllten mich aus und richteten mich wieder auf. Meine Zuversicht kehrte zurück. Ich war plötzlich wieder davon überzeugt, daß ich dem siebenarmigen Teufel gefährlich werden konnte.

Der Zombie zitterte.

Er wich immer weiter vor meinem Kreuz zurück. Auch die anderen drei Toten hoben erschrocken die Hände vors Gesicht.

Ich zwang meinen dämonischen Gegner mit einem kabbalistischen Spruch, die Körper der vier Leichen zu verlassen. Als er aus ihren Leibern fuhr, brachen sie ächzend zusammen und waren wieder so leblos, wie sie es gewesen waren, als man sie in diesen Raum gebracht

hatte.

Der siebenarmige Kretin stieß einen wüsten Fluch aus.

Der Anblick meines Kreuzes schwächte ihn. Ich hatte den Verdacht, daß er zu fliehen versuchen würde. Ein Bannspruch sollte ihm diese Möglichkeit nehmen.

Doch ehe ich ihn aussprechen konnte, heulte die zornige Erscheinung: »Du hast noch lange nicht gesiegt, Sinclair! Noch lange nicht…!« Und im selben Augenblick sauste die graue Dämonenseele wie der Blitz durch den Raum. Sie schoß auf den offenen Lüftungsschacht zu, durch den Suko in die Totenkammer eingedrungen war, und verschwand, bevor ich sie dingfest machen konnte.

***

Nach dem Verschwinden des gefährlichen Spuks existierte die magische Sperre nicht mehr an der Tür. Wir konnten die Totenkammer ungehindert verlassen. Ford Blackman empfing uns draußen mit teigigen Zügen.

»Also, wenn ich das nicht alles mit eigenen Augen gesehen hätte, ich würd's nicht glauben«, sagte er zutiefst beeindruckt.

»So wie Ihnen geht es vielen«, erwiderte ich. Suko gab mir meine Beretta wieder. Ich wechselte das leergeschossene Magazin gegen ein volles aus.

Ford Blackman ordnete an, daß in der Leichenkammer wieder Ordnung gemacht werden solle. Niemand wollte jedoch freiwillig den Keller betreten, deshalb bestimmte der Leiter des Krankenhauses zwei große, kräftige Männer, zur Totenkammer hinabzusteigen.

»Ich kann diesen Vorfall natürlich nicht totschweigen«, sagte Dr. Blackman, während wir zu Raymond Merchant und Robin Sargent zurückkehrten. »Ich muß ihn der Polizei melden.«

»Tun Sie das«, nickte ich. »Ich habe nichts dagegen.«

»Ich möchte Ihnen sagen, daß Sie großartig waren, Mr. Sinclair.«

Ich schenkte dem Arzt ein dünnes Lächeln. »Leider kann ich Ihre Meinung nicht teilen.«

»Sie haben Merchant und Sargent gerettet…«

»Aber es ist mir nicht gelungen, den Geist des Bösen zu stellen – und um ein Haar wäre es ihm gelungen, mich fertigzumachen. Sehen Sie das als eine große Leistung an?«

»Ich kenne niemanden, der in einer so kritischen Situation besser ausgesehen hätte als Sie, Mr. Sinclair.«

»Ich danke Ihnen für die Blumen«, sagte ich, und dann wollte ich wissen, wie es Reymond Merchant und Robin Sargent ging. Der Arzt berichtete mir von seinem Untersuchungsergebnis. »Ich habe die beiden gebeten, auf Sie zu warten«, fügte er seinen Ausführungen

hinzu.
Ich nickte. »Das war richtig, Doc.«
Wir erreichten den zweiten Stock und betraten gleich darauf das Zimmer 264. Meine Augen verengten sich. Ich war sofort beunruhigt, als ich nur Robin Sargent erblickte.
»Wo ist Mr. Merchant?« fragte ich den Butler.
Sargent hob die Schultern. »Weg. Er ist weg.«
»Was heißt das, er ist weg?« fragte ich den Mann scharf. »Dr. Blackman hat Sie beide doch gebeten, hier auf mich zu warten.«
»Das habe ich Mr. Merchant auch gesagt, aber er hat nicht auf mich gehört.«
»Was hat er darauf geantwortet?« wollte ich wissen.
»Nichts.«
»Nichts?« fragte ich schneidend.
»So gut wie nichts. Er reagierte nicht auf meine Worte. Ich hatte den Eindruck, er wäre geistig schon wieder weggetreten. Er murmelte von einem Signal, das er erhalten habe. Er sagte, er müsse ihm folgen…«
»Dem Signal? Wohin?« fragte ich aufgeregt. »Das hat er nicht gesagt.«
»Sie hätten ihn nicht fortlassen dürfen«, sagte ich vorwurfsvoll. Der Butler blickte mich hilflos an. »Was hätte ich denn tun sollen? Ihn mit Gewalt zurückhalten?«
»Teufel, ja! Ja, das hätten Sie tun sollen!« platzte es aus mir heraus, doch im selben Moment begriff ich, daß ich dem Mann unrecht tat, und ich entschuldigte mich.
Ein Signal!
Reymond Merchant hatte ein Signal erhalten, dem er gefolgt war. Ich mußte sofort an die Ehepaare Agutter, Telyea und Turman denken. Sie und ihre Kinder waren spurlos verschwunden. Hatten auch sie ein solches Signal empfangen, von dem sie dann ins Ungewisse gelockt worden waren?
Wir eilten in Ford Blackmans Büro. Wir alarmierten das gesamte Krankenhauspersonal bis hinunter zum Portier. Wer auch immer Reymond Merchant zu Gesicht bekam, sollte ihn festhalten.
Notfalls mit Gewalt. Der Mann durfte nicht in sein Verderben rennen! Vier Minuten später war klar, daß sich Reymond Merchant nicht mehr im Krankenhauskomplex befand. Ein junger Arzt, der Merchant gemeinsam mit Ford Blackman untersucht hatte, rief zurück und teilte uns mit, daß er den Patienten vor wenigen Augenblicken die Straße entlanggehen gesehen habe.
Wir verließen das Hospital in großer Hast. Mit dem Wagen suchten wir die umliegenden Straßen ab. Merchant war nicht mehr zu erblicken. »Vielleicht taucht er zu Hause auf«, sagte Suko. Ich fuhr sofort zu dem zweistöckigen Apartmenthaus, in dem die Merchants wohnten.

Wir warteten eine volle Stunde auf Reymond Merchant. Er kam nicht, und ich war davon überzeugt, daß er auch in der nächsten Stunde nicht nach Hause kommen würde.
Das Signal hatte ihn woanders hingelockt. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich gewußt hätte, wohin der Mann gegangen war.
Deprimiert fuhr ich zum Krankenhaus zurück. Es war uns bisher nur gelungen, Teilerfolge zu erringen. Aber der große Punch, der unseren gefährlichen Gegner niederstreckte, war uns noch nicht geglückt.
Ich machte mir Sorgen um Reymond Merchant. Irgendein häßliches Gefühl sagte mir, daß wir diesen Mann nicht mehr lebend wiedersehen würden.
Wir holten Robin Sargent ab und verfrachteten ihn im Fond unseres Cadillacs. Wir hatten Dr. Blackman berichtet, daß es uns nicht geglückt war, Reymond Merchant wiederzufinden, und Sargent hatte es gehört. Nun hockte er betroffen hinter mir, nagte an seiner Unterlippe und machte sich bittere Vorwürfe, weil er Merchant weggehen lassen hatte.
»Ich hätte mich ihm in den Weg stellen sollen«, murmelte Robin Sargent verzweifelt.
»Quälen Sie sich nicht damit«, sagte ich.
»Nein, nein, Mr. Sinclair. Sie hatten vollkommen recht, als Sie sagten, ich hätte ihn mit Gewalt zurückhalten sollen.«
»Vergessen Sie’s.«
»Wie kann ich das?«
»Vielleicht finden wir ihn wieder. Ich werde mich noch in dieser Stunde mit der Polizei in Verbindung setzen. Man wird nach Reymond Merchant fahnden.«
Robin Sargent seufzte geplagt. »Hoffentlich findet man ihn. Wenn Mr. Merchant nicht wieder auftaucht, würde das mein Gewissen schwer belasten.«
Das Haus der Tarkowskijs erschien. Ich nahm den Fuß vom Gaspedal und wandte kurz den Kopf, damit der Butler begriff, daß er gemeint war: »Kein Wort über Merchants Verschwinden zu den Tarkowskijs. Wir wollen keine neuerliche Panik heraufbeschwören.«
»Aber ich kann meine Dienstgeber doch nicht anlügen«, sagte der Butler.
»Dann sagen Sie eben gar nichts.«
»Wenn sie mich aber nach Mr. Merchant fragen – und das werden sie…«
»Überlassen Sie die Antwort mir, okay? Ich nehme an, Brenda Merchant ist immer noch hier. Soll sie einen Nervenzusammenbruch kriegen?«
»Nein. Nein, natürlich nicht.«
»Der würde ihr aber nicht erspart bleiben, wenn wir ihr sagten, ihr

Mann wäre aus dem Krankenhaus verschwunden.« Ich lenkte den braunen Caddy vor das Haus des Komponisten.

Glynn und Juri Tarkowskij blickten den Butler erfreut und ergriffen an. Sie nahmen ihn wie ein Familienmitglied in Empfang, das nach sehr langer Abwesenheit endlich wieder nach Hause gekommen war.

Der Russe umarmte Robin Sargent und drückte ihn an seine Brust, während sich Glynns Augen mit Tränen füllten.

Brenda Merchant stand schweigend abseits. Ihr Blick war auf den Boden gerichtet. Sie hatte nicht den Mut, zu fragen, wo ihr Mann war.

»Mr. Sinclair, sagen Sie uns, wie Sie dieses einmalige Kunststück fertiggebracht haben«, stieß Juri Tarkowskij voll Freude hervor.

»Suko wird es Ihnen erzählen«, sagte ich und begab mich zu Brenda Merchant. Sie hob zaghaft den Blick und schaute mir dann unsicher in die Augen. Sie schien sich vor einer schlimmen Wahrheit zu fürchten, deshalb preßte sie die Lippen fest aufeinander… als hätte sie Angst, die Frage, die nicht ausgesprochen werden sollte, würde ihr entschlüpfen. »Ihr Mann war genau wie der Butler vom Geist des Bösen besessen, Mrs. Merchant«, sagte ich leise.

Ich berichtete der jungen, von schwerem Kummer geplagten Frau, wie ich die beiden Männer mit Erfolg im selben Raum »behandelt« hatte.

Ein Schimmer der Hoffnung überzog daraufhin das schöne Gesicht der Frau.

»Sie konnten auch Reymond retten, Mr. Sinclair?« fragte sie stockend.

»Ich konnte auch aus seinem Körper das Böse vertreiben«, antwortete ich sanft.

»Warum ist Reymond dann nicht hier? Warum haben Sie ihn nicht mitgebracht?«

Glynn und Juri Tarkowskij schwiegen. Sie hatten Brendas Frage gehört und warteten nun gespannt auf meine Antwort.

Man hätte eine Stecknadel zu Boden fallen hören können. So still war es plötzlich im Raum.

»Dr. Blackman wollte Ihren Mann noch dabehalten«, sagte ich mit etwas lauterer Stimme, damit mich alle hörten.

»Aber er ist doch okay, nicht wahr?« fragte Brenda Merchant besorgt.

»Dr. Blackman möchte Ihren Mann noch beobachten.«

»Warum nur ihn?« fragte Brenda mißtrauisch.

»Da beide Patienten wiederhergestellt waren, genügte Dr. Blackman einer davon. Es ist nichts weiter als eine Routineangelegenheit. Ford Blackman entschied sich für Ihren Mann. Um auch die nicht vorhandenen Zweifel zu zerstreuen.«

»Ich möchte Reymond sehen. Ich möchte mit ihm sprechen.«

»Sie werden ihn sehen und Sie werden mit ihm sprechen. Aber nicht

heute.«
»Wann?« fragte Brenda.
»Sobald uns Dr. Blackman dafür grünes Licht gibt«, erwiderte ich ausweichend, und ich war froh, daß sich Brenda Merchant damit zufriedengab. Sie betrachtete Robin Sargent und sagte sich, daß es ihrem Mann genauso gut ging wie dem Butler. Sie redete sich ein, daß sie sich keine Sorgen mehr um Reymond zu machen brauchte, und diese Erleichterung färbte auch auf ihre Hoffnung ab, daß sie ihren Jungen schon bald wieder in ihre Arme nehmen konnte.
Auch Glynn Tarkowskij hoffte das. Ich konnte es ihr ansehen.
Ich hatte ihnen den Butler völlig gesund zurückgebracht.
Diese Leistung stärkte das Vertrauen, das sie zu mir hatten. Es wurde für alle zur festen Überzeugung, daß es mir gelingen würde, die geraubten Kinder zurückzuholen.
Es wäre mir lieb gewesen, wenn es eine Veranlassung für mich gegeben hätte, mit Brenda Merchant und Glynn und Juri Tarkowskij diese Überzeugung teilen zu können.

***

Brenda Merchant wollte den Freunden keine weitere Nacht zur Last fallen. Obwohl Glynn und Juri Tarkowskij entschieden bestritten, daß Brenda für sie auch nur im entferntesten eine Belastung wäre, bestand die junge Frau darauf, nach Hause zu gehen.
Ich redete ihr zu, zu bleiben. Ich sagte ihr, es wäre besser, wenn sie unter Menschen käme. Daheim würde sie zu grübeln anfangen. Die Sorge um ihren Jungen würde erneut aufflackern…
Doch Brenda blieb dabei. Sie wollte nach Hause.
Juri Tarkowskij brachte sie heim.
Bald setzte die Dämmerung ein. Brenda begab sich ins Kinderzimmer und setzte sich auf das Bett ihres Jungen. Ihre Gedanken schweiften ab. Sie erinnerte sich an die letzten Tage. Abel hatte immerzu gelacht. Er war ein frohes, glückliches Kind gewesen, und Brenda war mit ihm froh und glücklich gewesen.
Wehmut beschlich sie.
Ihr Blick wanderte zum Fenster. Schaudernd dachte sie an die vergangene Nacht, die die schrecklichste in ihrem Leben gewesen war.
Brenda erinnerte sich an den schwarzen Kindesräuber, hinter dem sie hergelaufen war. Er hatte kein Gesicht gehabt. Wie war so etwas möglich?
Sie hatte ihm den Jungen wieder wegnehmen wollen, aber er hatte sich mit dem Kind in Luft aufgelöst.
Die Zeit verging.
Es war inzwischen dunkel geworden. Plötzlich prasselte etwas an die Scheibe des Fensters. Brenda zuckte zusammen. Das Prasseln

wiederholte sich. Steine! Jemand warf kleine Steine gegen das Glas.

Brenda erhob sich.

Sie begab sich zum Fenster und blickte hinunter. Sie entdeckte eine Gestalt, die sich gerade bückte, um neue kleine Steine aufzulesen. Als sich die Gestalt erhob, entführ der jungen Frau ein Schrei.

»Reymond!« rief sie.

Dort unten war Reymond. Sie begriff nicht, wieso er nicht ins Haus kam. Wie ein Fremder stand er dort unten und warf Steine ans Fenster. Als gehörte er nicht hierher.

Brenda wandte sich hastig um und eilte aus dem Apartment. Sie jagte die Treppe hinunter und stürmte gleich darauf aus dem zweistöckigen Haus.

»Reymond, warum kommst du nicht herein?« rief sie.

Ihr Mann ließ die Steinchen fallen. Brenda lief auf ihn zu, aber als sie ihn fast erreicht hatte, blieb sie abrupt stehen. Sie sah ihren Mann überrascht an. Er trug einen Anzug, der nicht ihm gehörte.

Seine Kleider waren durchnäßt. Schlamm klebte an ihnen. Auch Reymond Merchants Haar war naß und klebrig.

»Reymond, wie siehst du denn aus?« fragte Brenda irritiert. »Woher kommst du?«

»Ich habe etwas entdeckt, Brenda.«

»Was?« fragte die Frau verwirrt. »Wieso bist du nicht mehr im Krankenhaus? Mr. Sinclair hat doch gesagt, daß Dr. Blackman…«

»Ich hab’s da nicht mehr ausgehalten, Brenda. Ich mußte einfach raus aus dem Hospital.«

»Du siehst aus, als wärst du in einen Sumpf geraten«, sagte Brenda nervös.

Ihr Mann erwiderte eindringlich: »Brenda, ich habe herausgefunden, wo sich unser Junge befindet!«

»Abel!« Es war ein Schrei. »Wo ist er? Wo? Wo hast du ihn gesehen, Reymond? Wo ist unser Junge?«

»Komm mit mir. Ich zeig’s dir«, sagte Merchant. Er streckte seiner Frau die Hand entgegen.

Brenda ergriff sie. Im selben Moment zuckte sie heftig zusammen. Reymond Merchants Hand war so kalt wie die eines Toten!

***

Ich stellte dem Butler eine Vielzahl von Fragen. Damit wollte ich erreichen, daß er sich an die Zeit seiner Besessenheit erinnerte. Aber die blieb in seinem Gedächtnis ausgelöscht. In Robin Sargents Gehirn gähnte ein Loch von einer ganzen Woche.

Doch plötzlich glaubte er eine Art Nachhall wahrzunehmen. Ein Echo, das die Anwesenheit des Dämons in ihm zurückgelassen hatte.

Er schloß die Augen, saß in einem bequemen Sessel, umringt von

Glynn und Juri Tarkowskij, Suko und mir, und er horchte in sich hinein.

Plötzlich bewegten sich seine Lippen. Sie formten einen Namen, der leise aus seinem Mund kam: »Ruvanveli«, sagte Robin Sargent fast flüsternd. »Ruvanveli war in mir!«

Ich hörte diesen Namen zum erstenmal.

Juri Tarkowskij hingegen nicht. Er blickte mich mit gespannten Zügen an und preßte nervös hervor: »Ruvanveli ist ein Dämon übelster Sorte. Böse Menschen verehren ihn. Sie beten ihn in einem Tempel an, dessen Standort nur die Eingeweihten kennen. Er besitzt sieben Arme und trägt ein schreckliches Horn auf seiner Stirn. Er hat sich selbst das Herz aus der Brust gerissen und es in einen Schrein getan, der von seinen Dienern verehrt wird.«

»Woher wissen Sie das?« fragte ich den Russen.

Tarkowskij fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Ich weiß es nicht mehr genau, wer mir von Ruvanveli erzählt hat. Als ich von diesem Dämon hörte, war ich ziemlich betrunken.«

»Waren Sie nicht immer ziemlich betrunken, wenn Sie zu Andrew De Toth kamen?« fragte ich sofort.

Tarkowskij blickte mich lange an und schwieg. »Andrew De Toth. Ja, ich glaube, er war es, der mir von Ruvanveli erzählte.«

»Suko!« rief ich. Der Chinese nickte und eilte mit mir aus dem Haus des Russen.

»Was hältst du von dieser Überraschung?« fragte ich meinen Partner. Ich ließ den Motor des Cadillac aufheulen.

»Tarkowskij sagt, daß Ruvanveli von bösen Menschen verehrt wird. Vielleicht betet auch Andrew De Toth ihn an. Denkbar wär's«, sagte mein Freund.

Ich jagte den Caddy in Richtung Rathaus. »Wenn Andrew De Toth zu Ruvanvelis Bande gehört, werden wir ihm in wenigen Minuten die Daumenschrauben ansetzen, damit er uns verrät, wo sich dieser geheimgehaltene Tempel befindet.«

Deutlich hatte ich die Geistererscheinung vor mir, der ich bisher zweimal begegnet war.

Das war Ruvanveli gewesen.

Ich erinnerte mich an das Loch in seiner Brust.

Das Herz hatte er sich selbst herausgerissen. Es lag in einem Schrein. Das hieß für uns, wir mußten diesen Schrein so schnell wie möglich finden. Und wir mußten das Herz des Dämons vernichten, denn damit vernichteten wir automatisch auch ihn.

Blieb nur noch zu klären, wohin die geraubten Kinder gebracht worden waren.

Nahe dem »White Ghost« setzte ich unseren Cadillac in eine Parktasche zurück. Wir überquerten die Straße und eilten auf Andrew

De Toths Lokal zu. Ich hatte das Gefühl, daß wir einen großen Schritt weitergekommen waren.

Hinter uns wurde ein Wagen gestartet. Kein Geräusch, das uns beunruhigen mußte. Das Fahrzeug schob sich langsam aus der Parklücke. Es gab keine Veranlassung, zurückzublicken, doch ich spürte ein eigenartiges Prickeln auf meiner Brust.

Mein Kuzifix warnte mich.

Uns drohte Gefahr!

Irritiert warf ich nun doch einen Blick über die Schultern. Der Wagen beschleunigte.

Und plötzlich zog sich meine Kopfhaut schmerzhaft zusammen. Mit geweiteten Augen starrte ich den Wagen an. Er war leer. Niemand saß hinter dem Steuer. Magische Kräfte bewegten ihn und ließen ihn in diesem Moment wie einen tödlichen Torpedo auf uns abzischen…

***

»Vorsicht!« rief ich Suko zu. Gleichzeitig versetzte ich ihm einen kraftvollen Stoß, der ihn auf den Bürgersteig hinaufbeförderte.

Ich hechtete hinter meinem Freund her.

Das dröhnende Fahrzeug war in Sekundenschnelle heran. Meine Beine schlugen gegen die Stoßstange. Ein schmerzhaftes Ziehen war die Folge, das bis zur Hüfte hinaufreichte.

Ich wurde in die Gosse geschleudert und preßte mich fest gegen den Rinnstein. Dicht neben mir raste das Teufelsgefährt vorbei. Das Luftpolster, das vor dem Geisterwagen hergeschoben wurde, nahm mir einen Augenblick den Atem.

Als der Spukwagen an mir vorbeigefegt war, sprang ich auf die Beine und klopfte mir den Schmutz von der Hose.

»Verdammt!« stieß Suko überrascht hervor. »Hast du das eben mitgekriegt, John?«

»Zum Glück früher als du«, gab ich zurück.

»Ich meine, ist dir aufgefallen, daß in diesem Wagen keiner drinnen saß?«

Das Fahrzeug schoß mit großer Geschwindigkeit die Straße entlang und bog dann scharf mit quietschenden Pneus nach links ab.

»Vielleicht saß doch einer hinter dem Lenkrad«, sagte ich knirschend.

»Etwa ein Liliputaner, den wir nicht sehen konnten?«

»Ich tippe eher auf Ruvanveli«, sagte ich ernst, und Suko hatte gegen diesen Tip nichts einzuwenden.

***

Brenda Merchant hatte Angst vor ihrem Mann. Er schleppte sie immer tiefer in den Dschungel hinein. Sie durfte nicht stehenbleiben. Wenn sie stolperte und zu fallen drohte, riß er sie brutal mit sich.

Er war total verändert.

Und seine Hand war kalt wie die einer Leiche. Diese Kälte strömte in Brendas Arm über und ließ sie schaudern.

Mit einemmal hatte sie den Verdacht, daß Reymond nicht mehr lebte. Sie konnte sich zwar nicht vorstellen, wie es möglich war, daß er dann noch mit festem Schritt vor ihr hergehen konnte – aber es wurde für die entsetzte Frau immer mehr zur Gewißheit, daß Reymond ein wandelnder Leichnam war.

Sie wollte sich aus seinem schmerzhaften Griff herauswinden, aber er ließ sie nicht los. Wenn er merkte, daß sie sich losreißen wollte, drückte er nur noch schmerzhafter zu.

»Reymond, du tust mir weh!« jammerte die junge Frau. Sie zitterte vor Furcht am ganzen Leib.

»Sei still, Brenda!« sagte ihr Mann hohl.

»Warum bleibst du nicht wenigstens eine Minute stehen?«

»Wir haben keine Zeit, Brenda.«

»Wohin bringst du mich?«

»Zu Abel. Du möchtest doch zu unserem Jungen. Ich weiß, wo er sich befindet, und ich werde dich zu ihm bringen.«

»Ich… ich glaube dir nicht, Reymond. Was ist mit dir geschehen, nachdem du das Krankenhaus verlassen hast? Wohin bist du gegangen?«

»Ich habe mich in den Dschungel begeben.«

»Aus welchem Grund?«

»Weil ich das Signal empfangen habe.«

»Welches Signal?« fragte Brenda furchtsam. »Reymond, du… du hast so entsetzlich kalte Hände. Du siehst aus, als kämst du geradewegs aus dem Moor. Was hat das alles zu bedeuten?«

»Frag nicht so viel. Du wirst die Antworten auch so bekommen. In wenigen Augenblicken.«

Brenda versuchte stehenzubleiben. Sie wollte keinen Schritt mehr weitergehen. Sie wußte nicht, wieso ihr das gerade jetzt einfiel, aber sie dachte plötzlich an die Ehepaare Agutter, Telyea und Turman, die spurlos verschwunden waren. Nirgendwo kann ein Mensch spurloser verschwinden als in einem Sumpf! Und Reymond sah aus, als wäre er erst kürzlich einem Sumpf entstiegen…

Brenda Merchant stoppte. »Weiter!« befahl ihr Mann mit rauher Stimme. »Ich will nicht…«

»Du mußt!«

»Ich verlange eine Erklärung, Reymond!«

»Du kriegst sie. Gleich, Brenda. Gleich!«

Die junge Frau verharrte starrsinnig. Reymond Merchant hatte keine Geduld mit ihr. Er zerrte sie weiter. Sie stemmte sich dagegen, aber sie war nicht kräftig genug. Ihr Mann riß sie mit sich.

»Wir haben keine Zeit!« knurrte er.

»Wieso nicht?« fragte Brenda, während sie hinter ihrem Mann herstolperte.

»Er hat mir aufgetragen, dich so schnell wie möglich zu ihm zu bringen…«

Brenda schnürte eine unsichtbare Hand die Kehle zu. »Wer hat dir das aufgetragen, Reymond? Von wem sprichst du?«

»Von Ruvanveli, meinem Herrn und Meister, dem ich zu gehorchen habe!«

Brenda überlief es kalt. Sie wußte nicht, wer Ruvanveli war. Was sie erschreckte, war die Tatsache, daß Reymond diesem Unbekannten bedingungslos ergeben zu sein schien. Reymond schien für Ruvanveli zu jeder Tat bereit zu sein.

Auch zu einem Mord. Dieser Gedanke erschütterte die junge Frau schwer. Reymond hatte nicht die Absicht, sie zu Abel zu bringen, das stand für sie jetzt fest. Brenda konnte sich plötzlich des Eindrucks nicht mehr erwehren, daß ihr Mann sie auf irgendeine Weise umbringen wollte.

Im Auftrag von Ruvanveli!

Brenda geriet in Panik. Eine neue Erkenntnis traf sie mit der Wucht eines Keulenschlags: Reymond war in einen Sumpf geraten. Es hörte sich zwar abwegig an, aber er mußte darin umgekommen sein. Irgendeine Macht hatte ihn nach seinem Tod wieder zum Leben erweckt.

Wahrscheinlich hatte Ruvanveli ihn aus dem Sumpf herausgeholt und ihn weggeschickt, um sie, Brenda, in den Tod zu führen.

Auf diese Weise ließe sich Reymonds eiskalte Hand erklären. Er lebte nicht mehr. Ruvanveli hatte ihn zu seinem Werkzeug gemacht. Und er führte nun aus, was ihm sein Herr und Meister aufgetragen hatte.

Wie ein Henkersknecht!

Brenda wollte ihrem Mann ihren Arm entreißen. Sie hatte damit kein Glück. Da fing sie grell zu schreien an und schlug auf Reymond ein. Er kümmerte sich nicht um ihre Faustschläge, sondern setzte seinen Weg unbeirrt fort.

Es war nicht mehr weit.

Der Boden unter ihren Füßen wurde weich. Reymond Merchant ging mit weit ausgreifenden Schritten weiter. Brenda spürte, wie sie immer mehr in den Morast einsank.

»Ich will nicht sterben!« schrie sie verzweifelt. »Laß mich los!«

»Du mußt mit mir kommen. Ruvanveli will es so!« zischte ihr Mann, und er zerrte sie immer weiter in das Todesmoor hinein.

Bald blieben sie stecken. Als Brenda keine Chance mehr hatte, aus dem Sumpf herauszukommen, ließ Reymond Merchant sie los. Er breitete seine Arme aus, hob den Kopf, blickte zum Himmel empor und schrie mit kräftiger Stimme, während er und seine Frau immer

tiefer in das Moor einsanken: »Herr, wir kommen!«

Sie versanken sehr schnell.

Und Ruvanveli nahm an ihrem Ende schaurig lachend teil…

***

Das Fahrzeug, das uns führerlos zu überrollen drohte, war weg. Ich atmete tief durch. Der Dämon fing an, seine zahlreichen Register zu ziehen, um uns loszuwerden.

Ich streifte den Eingang des »White Ghost« mit einem kurzen Blick und entdeckte Bathseba. Sie schien gesehen zu haben, was vorgefallen war.

War sie dafür am Ende sogar verantwortlich gewesen?

Sie wandte sich rasch um und verschwand in Andrew De Toths Lokal, auf das Suko und ich nun zusteuerten. Der häßliche Amerikaner begrüßte uns mit einem Kopfnicken. Seine Brauen waren wie drohende Gewitterwolken zusammengezogen.

Er machte den Eindruck, als würde ihn etwas bedrücken.

Bathseba war im Gastraum nicht zu sehen.

Ich fragte De Toth, ob er für uns Zeit hätte. Wir setzten uns an einen Tisch. Ohne Umschweife erzählte ich von Robin Sargent, und daß dieser sich daran erinnerte, von Ruvanveli besessen gewesen zu sein.

De Toth horchte auf. »Von Ruvanveli?«

Ich nickte. »Sie haben mit Juri Tarkowskij über diesen Dämon gesprochen.«

»Ja, das stimmt«, sagte Andrew De Toth. Ich wechselte mit Suko einen raschen Blick. Wir hatten damit gerechnet, daß De Toth das leugnen würde.

»Es soll einen Tempel geben, in dem sich Ruvanvelis Herz befindet«, sagte ich.

»Es wird in einem Schrein verwahrt«, sagte De Toth. »Ruvanvelis Anhänger beten dieses Herz an.«

»Sind Ihnen solche Anhänger bekannt?«

Andrew De Toth blickte auf seine großen Hände.

»Gehören Sie zu Ruvanvelis Gefolge?« fragte ich den Amerikaner geraderaus.

Er schüttelte erschrocken den Kopf. »Liebe Güte, nein!« Er räusperte sich. »Damit habe ich nichts zu tun. Wer sich mit Ruvanveli einläßt, verliert seine Seele. Ich will mit diesem Dämon nichts zu tun haben. Ist mir zu gefährlich. Es heißt zwar, daß er seine Anhänger reich und mächtig macht, aber keiner spricht von dem schrecklichen Preis, den diese Menschen dafür bezahlen müssen. Nein, nein. Das ist nichts für mich!«

Ich merkte deutlich, daß er zu diesem Thema noch etwas auf der Zunge hatte. Er schien noch einen Moment mit sich zu ringen, ob er

uns ins Vertrauen ziehen sollte.

Plötzlich platzte es aus ihm heraus: »Seltsam, daß Sie ausgerechnet heute zu mir kommen und mit mir über Ruvanveli reden, Mr. Sinclair.«

»Ich konnte nicht früher kommen, weil ich erst vor kurzem den Namen des Dämons erfuhr«, antwortete ich.

Andrew De Toth leckte sich die Lippen. Er war sichtlich nervös. »Ich weiß nicht, ob ich jetzt einen Fehler begehe… Verdammt, man kann den Dingen nicht einfach ihren Lauf lassen…«

»Wo befindet sich dieser Ruvanveli-Tempel?« unterbrach mein chinesischer Partner das Herumgerede des Amerikaners. »Wissen Sie es?«

»Bis vor zwei Stunden wußte ich es nicht«, sagte Andrew De Toth. Er warf einen Blick über seine Schulter, um sich zu vergewissern, daß außer uns niemand hörte, was er sagte. »Ich war wie vom Donner gerührt… Daß mit Bathseba irgend etwas nicht stimmte – diesen Verdacht hatte ich schon seit geraumer Zeit, aber ich redete mir ein, daß ich mir das bloß einbildete. Sie schien ab und zu in Trance zu verfallen. Dann war sie unansprechbar, und ich beobachtete sie mehrmals, wie sie Selbstgespräche führte. Manchmal verschwand sie, ohne mir ein Wort zu sagen, wohin sie gehen wollte. Sie war plötzlich nicht mehr da. Wenn ich sie nach ihrer Rückkehr fragte, wo sie gewesen sei, gab sie mir entweder gar keine oder bloß eine recht ausweichende Antwort. Heute fiel mir zum erstenmal rechtzeitig auf, daß sie die Absicht hatte, wieder mal zu verduften, ohne mich zu fragen. Ich ließ mich von einem Freund vertreten und folgte dem Mädchen. Was glauben Sie, wohin Bathseba ging?«

»Zu Ruvanvelis Tempel!« sagte Suko.

Andrew De Toth nickte ernst. »Genau. Mann, war das vielleicht ein Schock für mich. Bathseba – eine Ruvanveli-Anhängerin. Das ist so gefährlich, wie wenn Sie mit einer Klapperschlange im selben Raum leben. Einmal kann der Tag kommen, an dem es Sie erwischt… Man sagt, daß die Ruvanveli-Anhänger im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen gehen, wenn es ihr Meister von ihnen verlangt. Und so eine Person habe ich tagtäglich um mich!«

»Wieso wissen Sie, daß es sich bei dem Tempel, den Bathseba aufsuchte, um den Ruvanveli-Tempel handelte?« fragte ich.

»Bathseba war nicht die einzige, die sich dort zum schwarzen Gebet einfand. Ich habe mich hinter Büschen versteckt und vorbeigehende Männer über Ruvanveli sprechen gehört.«

»Beschreiben Sie uns den Weg dorthin«, verlangte ich von Andrew De Toth.

»Der Tempel ist von einer hohen Mauer umgeben. Wenn Sie möchten, bringe ich Sie bis dorthin – aber überklettern werde ich

diese Mauer niemals, denn dahinter erstreckt sich ein Reich des Schreckens. Ich bin zwar ein großer kräftiger Mann, aber in den Ruvanveli-Tempel würden mich keine zehn Pferde hineinbringen. Ich rate Ihnen, diesen Tempel nicht zu betreten. Es könnte sehr leicht geschehen, daß niemand Sie mehr wiedersieht.«

Suko bleckte die Zähne. »Wir kommen zurück, Mr. De Toth. Machen Sie sich um uns keine Sorgen.«

Ich erhob mich. »Können wir?«

»Ja«, sagte Andrew De Toth und stand ebenfalls auf. Er schien froh darüber zu sein, daß sich Bathseba immer noch nicht blicken ließ. Er murmelte, daß es nicht gut wäre, wenn Bathseba wüßte, wohin wir wollten. In einem solchen Fall könne es durchaus passieren, daß wir unser Ziel nie erreichen würden.

Wir verließen das Lokal.

Andrew De Toth setzte sich neben mich. Suko nahm im Fond des Cadillac Platz. Ich fuhr so, wie De Toth es mir sagte.

Wir kamen an dem weltberühmten Botanischen Garten Peradeniya vorbei. Hier findet man Palmen, Orchideen und andere Blumen, Gewürzbäume und Tropengewächse aller Art und in einer Vielfalt, die als einmalig bezeichnet wird.

Fünf Minuten später hatten wir unser Ziel erreicht.

Andrew De Toth war merklich unruhiger geworden. Er knetete ununterbrochen seine Finger und nagte an der Unterlippe.

Kandy lag hinter uns. Hier versuchte der Urwald sich das Land zurückzuholen, das man ihm vor langer Zeit abgerungen hatte. Wir sahen Mauerfragmente und Gebäuderuinen.

De Toth machte uns darauf aufmerksam, daß sich der Ruvanveli-Tempel hinter den Ruinen befand. Abgeschirmt von einer neu aufgebauten, dicken Steinmauer. Der Amerikaner schlich mit uns durch die Dunkelheit.

Ich machte den Weg nicht ohne meinen Spezialkoffer, denn wenn wir erst einmal im Ruvanveli-Tempel waren, würden wir ohne meine Waffen nicht bestehen können.

Andrew De Toth zeigte uns die Stelle, bis wohin er gegangen war. Er sagte, daß er nun keinen Schritt mehr weitergehen würde. Ich machte ihm den Vorschlag, zu unserem Wagen zurückzukehren und da auf uns zu warten.

Schwarz und trotzig ragte die hohe Steinmauer vor uns auf. Sie schirmte das Reich des Bösen ab, in das wir nun eindringen wollten.

Plötzlich erhielt ich von meinem Silberkreuz eine deutliche Warnung. Ich wandte mich blitzschnell um – und erlebte, genau wie Suko, eine unerfreuliche Überraschung…

Andrew De Toth verwandelte sich von einer Sekunde zur anderen. Aus dem häßlichen Amerikaner wurde im Handumdrehen jenes

gesichtslose Wesen, das in Ruvanvelis Auftrag bisher fünf Kinder geraubt hatte!

***

Andrew De Toth, der Abgesandte des Dämons, stieß ein knurrendes Lachen aus. »Habt ihr wirklich gedacht, ich würde euch den Weg zu Ruvanvelis Herz zeigen? So naiv könnt ihr doch nicht sein! Ich bin ein Teil von Ruvanveli. Er hat mich mit großer Macht ausgestattet, die ich in seinem Sinn verwende.«

Das Wesen machte einen Schritt auf mich zu. Ich sah die silbrig glänzende Spur, die es hinterließ.

Suko und ich wichen vor dem Unhold zurück.

»Wo befinden sich die geraubten Kinder?« fragte ich die gefährliche Erscheinung.

»Sie befinden sich im Tempel jenseits der Mauer.«

»Was hat Ruvanveli mit ihnen vor?« wollte ich wissen.

»Er pflanzt seinen dämonischen Keim in ihre Körper. Sie werden als junge Dämonen heranwachsen, und Ruvanveli wird sie zu gegebener Zeit wieder in die menschliche Gesellschaft einfügen. Sie werden seine zuverlässigsten Stützen sein, werden das Böse in diesem Land verbreiten, werden in die Welt hinausziehen und das Böse mitnehmen. Die Lehre Satans wird die Welt erobern. Der Siegeszug des Bösen wird hier seinen Anfang nehmen und den gesamten Globus erobern! Aber das werdet ihr beide nicht mehr erleben, denn eure Seelen werde ich euch nun nehmen. Ich werde sie an Ruvanveli weitergeben. Und er wird sie dem Schwarzen Tod zum Geschenk machen!«

Der Schwarze Tod fungierte hier einmal mehr als Drahtzieher im Hintergrund.

Der Schwarze Tod! Mein Erzfeind. Einer meiner gefährlichsten Gegner. Ich hatte ihm bereits mehrere Niederlagen beigefügt. Aber das hinderte ihn nicht daran, immer wieder aufs Neue zu versuchen, der Macht des absoluten Bösen in den Sattel zu helfen…

Das gesichtslose Wesen wandte sich Suko zu. Ich hörte ein aggressives Zischen. Die schlanke, schwarze Gestalt schnellte sich vorwärts.

Ich klappte blitzschnell meinen Einsatzkoffer auf und griff nach meinem geweihten Silberdolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hat. Suko steppte zur Seite. Die schwarzen Hände des Angreifers sausten ins Leere.

Fauchend wirbelte der Gesichtslose herum. Ich trachtete, nicht mit seiner Spur in Berührung zu kommen, denn ich hatte gesehen, was das bei Reymond Merchant und Robin Sargent für Folgen gehabt hatte.

Mit einem Satz übersprang ich die gefährliche Spur, und bevor sich das Wesen ein zweitesmal auf Suko stürzen konnte, schoß meine

Dolchhand nach vorn. Die blitzende Klinge drang dem Gesichtslosen tief in die Brust.

Er erstarrte.

Er schien nicht damit gerechnet zu haben, daß ich ihm gefährlich werden konnte, deshalb hatte er sich ausschließlich auf Suko, sein erstes Opfer, konzentriert. Seine Selbstüberschätzung kostete ihn nun das unselige Leben.

Sein Körper trocknete ein, bekam eine harte Kruste, die gleich darauf zu knistern begann und Sprünge bekam. Und dann fiel die erstarrte Erscheinung Stück für Stück auseinander.

Die einzelnen Teile verformten sich wie Plastik, das großer Hitze ausgesetzt wird, und lösten sich innerhalb weniger Sekunden vollständig auf. Von dem gesichtslosen Wesen blieb nichts übrig. Auch die silbrig schimmernde Spur war nicht mehr vorhanden.

Unverzüglich kletterten wir an der hohen Steinmauer hoch. Ich war zuerst oben und streckte meinem Freund die Hand entgegen. Suko ergriff sie. Ich holte ihn auf die Mauerkrone.

Nun lag ein großes, finsteres Gebäude vor uns. Es wies zahlreiche Kuppeln und pagodenähnliche Nebentrakte auf. Wir sprangen in den finsteren Innenhof, huschten durch die Dunkelheit und erreichten eine Tür.

Dahinter befand sich ein langer Gang, den wir durcheilten. Plötzlich packte mich Suko am Arm. Ich blieb sofort stehen. Wir vernahmen seltsame Geräusche und schlichen darauf zu.

Schmatzen, Knurren, Hecheln, Fiepen… Ich entdeckte ein Guckloch in der Steinmauer und warf einen Blick hindurch. Ich schaute in einen Raum, der auf keine natürliche Weise dürftig erhellt wurde, und was ich da zu sehen bekam, krampfte mein Herz schmerzhaft zusammen.

Ich sah fünf Kinder.

Aber es waren keine Menschenkinder mehr. Ruvanveli hatte ihnen bereits seinen dämonischen Keim eingepflanzt. Sie waren nun Dämonen wie er. Aber sie hatten ihre neu gewonnenen Fähigkeiten noch nicht unter Kontrolle. Sie krabbelten über den Boden und veränderten ständig ihr Aussehen, und während sie dies taten, gaben sie jene seltsamen Laute von sich, durch die wir auf sie aufmerksam geworden waren.

Mal bekam einer von ihnen dicke, rotglänzende Fischaugen. Dann wuchsen dem anderen wieder lange, spitze Ohren und Rattenzähne. Das Gesicht des dritten Jungen bedeckte sich mit grünen Schuppen, während aus den Wangen des vierten Kindes struppige Haar sprießten…

Mir drehte die Wut den Magen um.

Ich hatte den unbändigen Wunsch, Ruvanveli zu vernichten, und ich hoffte, daß ich ihm dadurch die Kinder entreißen konnte.

Wir eilten weiter, kamen durch einen großen Raum, hörten aufgeregte Stimmen. Man war auf unsere Anwesenheit aufmerksam geworden. Türen öffneten sich. Dunkle Schatten glitten in den Raum.

Ich sah ein breites, mit Gold beschlagenes Tor und vermutete, dass sich dahinter der Tempelsaal befand, in dem wir das Herz des Dämons finden würden.

Wir rannten darauf zu. Ich riß das Tor auf. Suko gelangte mit mir in den Saal. An den Wänden blakten Fackeln. Ich schaute mich hastig um.

Dort stand der Schrein. Von sieben Dämonenfratzen umgeben.

Suko warf die Torflügel hinter sich zu und stemmte sich mit seinem ganzen Körpergewicht dagegen.

»Mach schnell, John!« keuchte er. »Ich halte die Bande inzwischen auf!«

Die Anhänger Ruvanvelis warfen sich ungestüm gegen das Tor. Das dicke Holz erzitterte, und auch Suko wurde bei jedem neuen Ansturm kräftig durchgeschüttelt.

Ich lief durch den Tempelsaal.

Wumm! Wumm! Wumm! Dumpf hallte es jedesmal, wenn die Dämonendiener sich gegen das Tor warfen. Ihr Ansturm wurde immer ungestümer. Sie ahnten, was ich vorhatte und wollten mich daran hindern.

Mit langen Sätzen durcheilte ich den Saal. Plötzlich kam Leben in die Dämonenfratzen, die den großen Schrein umgaben. Sie erwachten aus ihrer Erstarrung und kreischten mir widerliche Flüche entgegen. Aus ihren Augen sprühte Feuer. Flammen schlugen aus ihren weit aufgerissenen Mäulern.

Unter meinen Füßen erbebte der Boden.

Ruvanveli schien sich nun eingeschaltet zu haben.

»Schneller, John!« rief Suko. »Beeil dich, ich kann die Kerle nicht mehr lange aufhalten!«

Wumm! Wumm! Zweimal klaffte das Tor bereits auf. Suko stemmte sich keuchend dagegen. Aber seine Füße fanden nicht den richtigen Halt. Er konnte seine ganze Kraft nicht voll einsetzen, da er auf dem blanken Boden immer wieder wegrutschte.

Die abscheulichen Fratzen wollten mich hypnotisieren.

Ich blickte sie nicht an.

Meine Augen waren starr auf den verschlossenen Schrein gerichtet. Als ich ihn erreicht hatte, stieg mir der ätzende Brodem der Dämonenvisagen in den Hals. Mir wurde das Atmen zur Qual. Ich öffnete mit raschen Griffen meinen Koffer.

Die sieben Fratzen gebärdeten sich wie toll. Sie bleckten weiße Raubtierzähne, mit denen sie nach mir schnappten. Und wiederum ließ Ruvanveli die Erde erbeben. Er wollte mich zu Fall bringen, doch

ich stand breitbeinig vor dem Schrein, entnahm meinem Koffer eine magische Kreide und zeichnete damit ein großes Pentagramm darauf.

Schon in der nächsten Sekunde öffnete sich der Schrein mit einem berstenden Krachen.

Ich sah das Dämonenherz.

Es war schwarz wie die Nacht und lag auf einem scharlachroten Tuch. Es zuckte. Und als ich meine Beretta aus der Schulterhalfter zog und entsicherte, fing das Herz des Dämons rasend schnell zu schlagen an.

Er begriff, daß ich ihn mit meiner Waffe vernichten konnte. Er wollte es verhindern, indem er den Boden unter mir so heftig schüttelte, daß ich mich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

Ehe er mich aber niederwerfen konnte, feuerte ich.

Ich schoß das Magazin leer. Ich wollte absolut sichergehen.

Und ich konnte sichergehen!

Von den acht Kugeln hatten sich sechs in das schwarze Herz gebohrt. Ruvanveli brüllte tödlich verletzt auf.

Die Dämonenfratzen, die den Schrein umgaben, wurden welk wie alte Blumen. Sie fielen zu Boden, während Ruvanvelis Todesschrei durch den Tempelsaal schwirrte und so heftig gegen das Gemäuer prallte, daß es davon Risse bekam.

Suko konnte die Ruvanveli-Anhänger nicht mehr länger aufhalten. Er sprang zur Seite. Sie stürzten in den Saal. Als sie sahen, daß das Herz ihres Herrn nicht mehr schlug, fielen sie wehklagend auf die Knie.

Suko und ich jagten aus dem Saal, der nicht zur Ruhe kam. Die ersten großen Brocken fielen von der Decke. Dann krachten schwere Balken herab, und schließlich begruben die einstürzenden Wände sämtliche Dämonendiener. Doch da hatten wir bereits den Saal verlassen.

Während wir zu den geraubten Kindern zurückeilten, stürzte der Dämonentempel langsam ein. Es war die Hölle. Flammen schlugen aus Mauerspalten. Ein Krachen und Knirschen erfüllte Räume und Gänge. Urgewalten tobten. Wir erlebten einen heftigen Todeskampf des Bösen.

Suko fand die Tür, die in jenen Raum führte, in dem die Kinder gefangengehalten wurden.

Wir brachen sie gemeinsam auf.

Und wir stellten erleichtert fest, daß der Dämon seinen Fluch von diesen unschuldigen Würmern genommen hatte. Sie waren keine Dämonenableger mehr, sondern wieder kleine, liebenswerte Menschen…

Wir schnappten sie uns. Suko klemmte sich gleich drei von den Halbwüchsigen unter die Arme. Ich nahm die restlichen zwei, und dann hetzten wir aus dem Tempel, der wie ein Kartenhaus hinter uns

in sich zusammenfiel.

Ruvanveli existierte nicht mehr. Wir hatten ihm und dem Schwarzen Tod einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Darüber hätten wir uns freuen können, aber es gab einen bitteren Wermutstropfen bei der Sache: die verschwundenen Eltern der Kinder.

Wir brachten die Kleinen zu Glynn und Juri Tarkowskij. Es spielten sich unbeschreibliche Szenen im Hause des Russen ab. Glynn konnte nicht zu weinen aufhören, und sie erdrückte ihren Jungen beinahe, so glücklich war sie, ihn wiederzuhaben.

Und Juri Tarkowskij sagte: »Ich werde die vier anderen Jungen in meinem Haus aufnehmen. Sie sollen von heute an zur Familie gehören. Ich werde sie adoptieren. Ich glaube, daß ich das meinen Freunden schuldig bin…«

Wenngleich wir den Kindern ihre Eltern nicht mehr wiedergeben konnten, so hatten sie von dieser Nacht an doch Eltern, mit denen sie zufrieden sein konnten. Und vielleicht würden sie nie erfahren, wer ihre richtigen Eltern gewesen waren und was aus ihnen geworden war…

ENDE